

Claudia Schumacher über Frauen und Schönheit

Nummer 1 – 7. Januar 2016 – 84. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN

Der Wolf  
in der Schweiz  
Bestie, Bauern,  
Bürokraten



## Die Arroganz der Schweizer Richter

Was die Durchsetzungsinitiative bringt und was nicht.

*Von Alex Baur*





## riverside ... das seminar- und eventhotel.

**... in der ehemaligen garn-spinnerei letten, wo sich nostalgie und moderne perfekt vereinen, finden sie eine einmalige atmosphäre, um andere menschen zu treffen, miteinander zu kommunizieren und ideen zu spinnen.**

direkt am ufer der glatt setzen wir kulinarische akzente, verblüffen sie mit kreativen events und unterstützen sie in der planung und umsetzung von inspirierenden und produktiven momenten für ihre mitarbeiter und kunden.



hotel



seminare



gastronomie



bowling



events



riverside ... alles im grünen bereich.

spinnerei-lettenstrasse  
ch-8192 zweidlen-glattfelden

+41 43 500 92 92  
[www.riverside.ch](http://www.riverside.ch)

Die Durchsetzungsinitiative der SVP löste auf der Redaktion der *Weltwoche* eine heftige Kontroverse aus. Ist eine starre Umsetzung der Ausschaffungsvorlage ohne Härtefallklausel unumgänglich, weil täterfreundliche Richter die vom Volk beschlossene harte Gangart sonst sofort wieder aufweichen? Oder werden damit drakonische und widersinnige Härten in Kauf genommen, die namentlich Secondos treffen würden und einer zivilisierten Gesellschaft unwürdig sind? Redaktor Alex Baur ist diesem Dilemma auf den Grund gegangen. Dabei zeigt er auf, warum das Misstrauen gegen unsere Strafjustiz berechtigt ist, die sich symbolträchtig hinter Panzertüren einbunkert und den Draht zum Volk zusehends verloren hat, in dessen Namen sie richtet. Ob die Durchsetzungsinitiative die richtige Medizin gegen das Malaise ist, lässt unser Autor allerdings offen. Darüber entscheidet der Stimmbürger – und das ist nach Baur's Meinung das Beste an der ganzen Sache. **Seite 16**

Der Wolf, einst ausgerottet, hat die Schweiz zurückerobert. Der Eindringling aus Italien stösst in der Öffentlichkeit, bei Journalisten und Behörden auf viel Sympathie. Kritische Stimmen werden weniger beachtet. Dabei kommen sie aus Gebieten, die tatsächlich mit dem Wolf konfrontiert sind: aus den Alpenregionen. Alex Reichmuth hat mit Fachleuten gesprochen, und Philipp Gut hat betroffene Bauern im St. Galler Taminatal besucht. Die Erfahrungen der Äpler und Hirten kontrastieren mit dem Bild, das Behörden und Tierschutzorganisationen zeichnen. Mit dem Wolf allein kämen die Bergler zurecht. Erst im Verbund mit den Bürokraten wird das Raubtier so richtig gefährlich. Dennoch haben die Bergbauern den Humor nicht verloren. Als Gastgeberin Erika Kühne Reporter Gut den Kaffee servierte, witzelte sie: «Es gibt nur noch Kuhmilch, die Geissen hat der Wolf gefressen.» Claudia Schumachers Artikel über die kulturgeschichtliche Bedeutung des Wolfs rundet unser Dossier ab. **Seite 28–33**

Jüngst hat unsere Reporterin Daniela Niederberger ein Buch gekauft mit dem Titel: «Wie Sie unvermeidlich glücklich werden». Der junge Verkäufer studierte den Buchdeckel, als sie den Code ihrer Karte eintippte. «Was der wohl denkt?», ging ihr jäh durch den Kopf. Sie riss die Mundwinkel in die Höhe und wünschte demonstrativ gutgelaunt einen schönen Tag. Einige Zeit später traf sie den Autor, einen lustigen, gelassenen Mann, der eine psychiatrische Klinik leitet und einen Bestseller nach dem anderen schreibt. Wie das geht? Er ist ein Schnellschreiber. Das Buch übers Glück hat er in fünf Wochen geschrieben. **Seite 50**



**Plötzlich verschwunden:** Schauspieler Sulzer.

Dank grossen Stars vor wie hinter der Kamera erreichte der Schweizer Film in den 1940er Jahren geradezu Hollywood-Niveau. Unser Mitarbeiter Christoph Mörgeli, Historiker und Kenner des früheren Schweizer Filmschaffens, hat sich gewundert, warum der als jugendlicher Liebhaber auch am Schauspielhaus Zürich erfolgreiche Schauspieler Jakob Sulzer ganz plötzlich von Bühne und Leinwand verschwand. Dank der offenen Auskunft von Mitgliedern der Winterthurer Industriefamilie Sulzer und aufgrund von grausigen Kriminalakten im Zürcher Stadtarchiv stiess Mörgeli auf ein ganz anderes Leben hinter den Kulissen, das schon im 35. Lebensjahr unvermittelt ein tragisches Ende nahm. **Seite 58**

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit [www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch) die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch)



## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: [redaktion@weltwoche.ch](mailto:redaktion@weltwoche.ch)  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)  
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)  
E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch)  
**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi  
**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Lukas Schmid (*Assistent*)

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Nadia Ghidoli, Rita Kempfer, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Inga-Maj Hojaij-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Roman Küttel, Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** [infoAadextra.ch](mailto:infoAadextra.ch)

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



## Exklusives Leserangebot: Hotel Hof Weissbad

# Appenzell à la carte

Gönnen Sie sich eine kulinarische Zeitreise in den traditionsreichsten Kanton der Schweiz. Das Hotel Hof Weissbad verwöhnt Sie nach allen Regeln der Kunst: mit Tradition, Wellness und seiner mit 16 Gault-Millau-Punkten prämierten Spitzenküche.

Am Fuss des Säntis erwartet Sie das authentische Hotel Hof Weissbad mit erstklassigem Komfort, persönlicher Betreuung und traumhafter Aussicht. Ums kulinarische Wohl kümmert sich Küchenchefin Käthi Fässler – von Gault Millau als «Köchin des Jahres 2009/2010» ausgezeichnet.

**Zusätzlich zum Angebot Exklusiv für die Leser/Abonnenten der Weltwoche:**

- Persönlich geführte Tour «Appenzeller Kultur, Brauchtum und Tradition»,
- jeweils dienstags und freitags während ca. 2 Stunden.
- Es erwarten Sie verschiedene Appenzeller Handwerker.
- Wir zeigen Ihnen das Brauchtum und die Tradition vor Ort.
- Degustieren Sie unsere kulinarischen Spezialitäten.



### Platin-Club-Spezialangebot

#### Appenzellerland à la carte

im Hotel Hof Weissbad, 9057 Weissbad

#### Leistungen:

- 3 Übernachtungen, inkl. reichhaltiges Frühstücksbuffet
- An zwei Abenden wählen Sie ein 4-Gang-Menü aus 18 verschiedenen Gerichten.
- Dazu ein exklusives 6-Gang-Menü von Küchenchefin Käthi Fässler inkl. Aperitif, Wein, Mineral, Kaffee und Spirituosen.
- Appenzeller Ferienkarte für freien Eintritt in Museen und Fahrten auf dem Streckennetz der Appenzeller Bahnen etc.
- Benützung Innen- und Aussenbad (eigenes Quellwasser, 33° C), Saunalandschaft, Mountainbikes, Elektrovelos etc.
- Nur für Weltwoche-Leser: Tour «Appenzeller Kultur, Brauchtum und Tradition», jeweils dienstags und freitags (Dauer: ca. 2 Std.)

#### Preise:

Doppelzimmer: pro Person Fr. 820.– (statt 1024.–)  
Einzelzimmer Fr. 880.– (statt 1099.–)

#### Buchung:

Verfügbar ab sofort bis Samstag, 30. April 2016 (nach Verfügbarkeit, exkl. Feiertage). Reservieren Sie Ihr Angebot unter Tel. 071 798 80 80. Bitte Kennwort Weltwoche angeben.

#### Veranstalter:

Hotel Hof Weissbad, www.hofweissbad.ch

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# Göring

Das deutsche Verhängnis.  
Ja zur Durchsetzungsinitiative.

Von Roger Köppel

Die Weihnachtstage verbringe ich mit der Familie, zu viel Essen und etwas Sport in den Bündner Bergen. In den freien Momenten wird gelesen. Unter anderem bei einem Buch bleibe ich hängen: Leonard Mosleys über vierzig Jahre alter Biografie von Hermann Göring, dem militärisch hochdekorierten Naziminister und raffenden Kunstsammler unter Hitler: tollkühner Fliegerheld des Ersten Weltkriegs, charismatisches Netzwerkgenie in besten Kreisen, Nummer zwei im Dritten Reich, ganz am Schluss vom «Führer» noch als angeblicher Verräter abserviert, schliesslich von den Amerikanern verhaftet, in Nürnberg 1946 zum Tode verurteilt, wobei Göring der Urteilsvollstreckung durch Selbstmord (Gift) zuvorkam. Nach Messungen der Alliierten soll der «Reichsmarschall» einen überdurchschnittlichen IQ von gegen 140 besessen haben.

Der Journalist und Autor Mosley, der mit dem gleichnamigen britischen Faschistenführer nicht verwandt war, lernte Göring während seiner Amtszeit als Korrespondent von *Times* und *Sunday Times* persönlich kennen. An den Nürnberger Prozessen traf er ihn erneut. Beindruckend an seinem Buch ist der Versuch, auch dieser verfeimten Gestalt in der Vielfalt ihrer Eigenschaften gerecht zu werden. Göring entstammte einer bürgerlichen Familie, der Vater war Diplomat mit humanitären Neigungen, sein Taufpate und Förderer der von ihm lebenslang bewunderte jüdische Grosskaufmann und Arzt Hermann Epenstein Ritter von Mauternburg, der Göring nach seinem Tod 1934 die eigenen Schlösser vermachte.

Göring war mit ausserordentlichen Frauen verheiratet, seine erste war eine bestens situierte, nach Bildern zu urteilen wunderschöne schwedische Gräfin, die für den damals noch fast mittellosen und wegen einer Verletzung bald morphiumsüchtigen deutschen Ex-Piloten Anfang der zwanziger Jahre ihren angesehenen Ehemann, einen ehemaligen Olympiasieger, verliess. Irgendetwas muss der noch kaum arrivierte, blauäugige Göring gehabt haben. Die von ihm leidenschaftlich geliebte Gräfin starb nach schwerer Krankheit wenige Jahre nach der Eheschliessung 1931. Zu ihren Ehren baute Göring auf Staatskosten seinen berühmten, prächtigen, fraglos grössenwahn-sinnigen Jagdpalast «Carinhall» zwischen zwei Seen nordöstlich von Berlin.

Mosley ist natürlich kritisch, aber man hat den Eindruck, dass er am Beispiel Görings auch irgendwo der Tragik nachspürt, von der



«Saboteure des Volkswillens.»

die Deutschen, eine der bis dahin zivilisiertesten Nationen Europas, im letzten Jahrhundert befallen wurden. Göring habe, so Mosley, alles unternommen, um den Zweiten Weltkrieg zu verhindern, dann alles, um ihn zu gewinnen, am Ende aber nichts, um Hitler zu stoppen, obschon er das Verhängnis kommen sah.

Vor den Nürnberger Richtern beteuerte der wieder abgemagerte und laut Mosley brillant gegen seine Ankläger argumentierende Ex-Marschall, er habe immer versucht, im besten Interesse Deutschlands zu handeln. Von den Verbrechen seines Regimes wollte er nichts gewusst haben. Görings Schuld, bilanziert Mosley, sei seine moralische Feigheit ge-

wesen, die den intelligenten und einst bewunderten Mann daran gehindert habe, gegen Hitler aufzustehen.

Das Thema ist vermintes Gelände. Mosleys Biografie ist erhellend, weil sie den Stoff nicht für rückwirkende moralische Selbstprofilierungen des Autors missbraucht. Dieser versucht Göring zu verstehen, ohne ihn zu rechtfertigen. Die für mich erstaunlichste Erkenntnis ist die Vermutung, dass der Zweite Weltkrieg von Hitlers Clique gar nicht bewusst begonnen, sondern gleichsam hasardierend und planlos in Kauf genommen wurde. Nicht nur die Deutschen waren einem Blender auf den Leim gekrochen. Man darf den Faktor Unfähigkeit in der Politik nie unterschätzen.

Göring war weder Monster noch Teufel. Sein Trauma war der Absturz Deutschlands nach dem Weltkrieg 1918. Wie Millionen andere glaubte er in Hitler den genialen Wiedererrichter deutscher Grösse, den Beseitiger politischen Unrechts zu erblicken. Zweifellos hatte Göring Qualitäten, wie auch seine Gegner nach dem Krieg bestätigten. Trotzdem stand er an der Spitze eines kriminellen Staats, der Leichenberge, ein verwüstetes Deutschland und einen zerbombten Kontinent hinterliess.

Wie ist so etwas möglich? Der Mensch bleibt sich selbst das grösste Rätsel, und niemand kann sicher sein, dass nicht auch er mit den vermeintlich besten Absichten in der grössten Katastrophe endet. Bescheidenheit bleibt das ewige Gebot der Stunde.

Die politische Aktualität erreicht mich in Gestalt der Durchsetzungsinitiative. Ihre Gegner schwurbeln den Untergang der Zivilisation herbei. Das ist grober Unfug. Im November 2010 nahmen Volk und Stände die bereits heftig befeindete Ausschaffungsinitiative an. Sie fordert, dass kriminelle Ausländer, übrigens auch die hier geborenen Secondos, nach bestimmten schweren Delikten zwingend, also automatisch das Land verlassen müssen.

Der von Bundesrat und Parlament lancierte Gegenvorschlag, der den Automatismus kippen wollte, wurde vom Souverän verworfen. Das Volk gewichtet, was sein gutes Recht ist, die Sicherheit der Schweizer höher als die Interessen der ausländischen Täter.

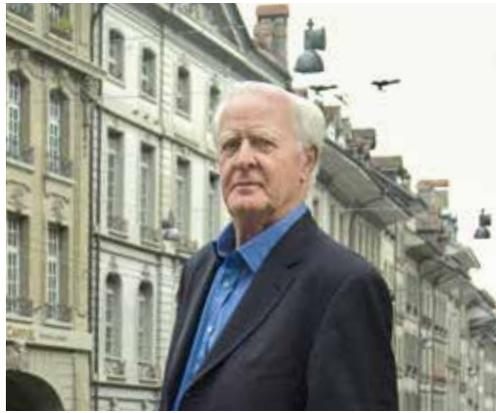
Und jetzt? Das vom Parlament verabschiedete Gesetz will den Automatismus wieder aushebeln. Um von ihrem schummrigen Manöver abzulenken, gehen die Saboteure des Volkswillens in den Gegenangriff. Sie unterstellen, die Durchsetzungsinitiative sei gegen den Rechtsstaat gerichtet. Das ist sie nicht. Sie will sicherstellen, dass der Rechtsstaat ernst genommen, der Volksentscheid umgesetzt und die Ausländerkriminalität wirksam bekämpft wird. Nichtkriminelle Ausländer haben nichts zu befürchten.

Dass es dafür mittlerweile Durchsetzungsinitiativen braucht, ist himmeltraurig.





Verharmlostes Raubtier: Wolf. Seite 32



Schweizer Episoden: John le Carré. Seite 44



Es lebe der Sport: Aquafit. Seite 48



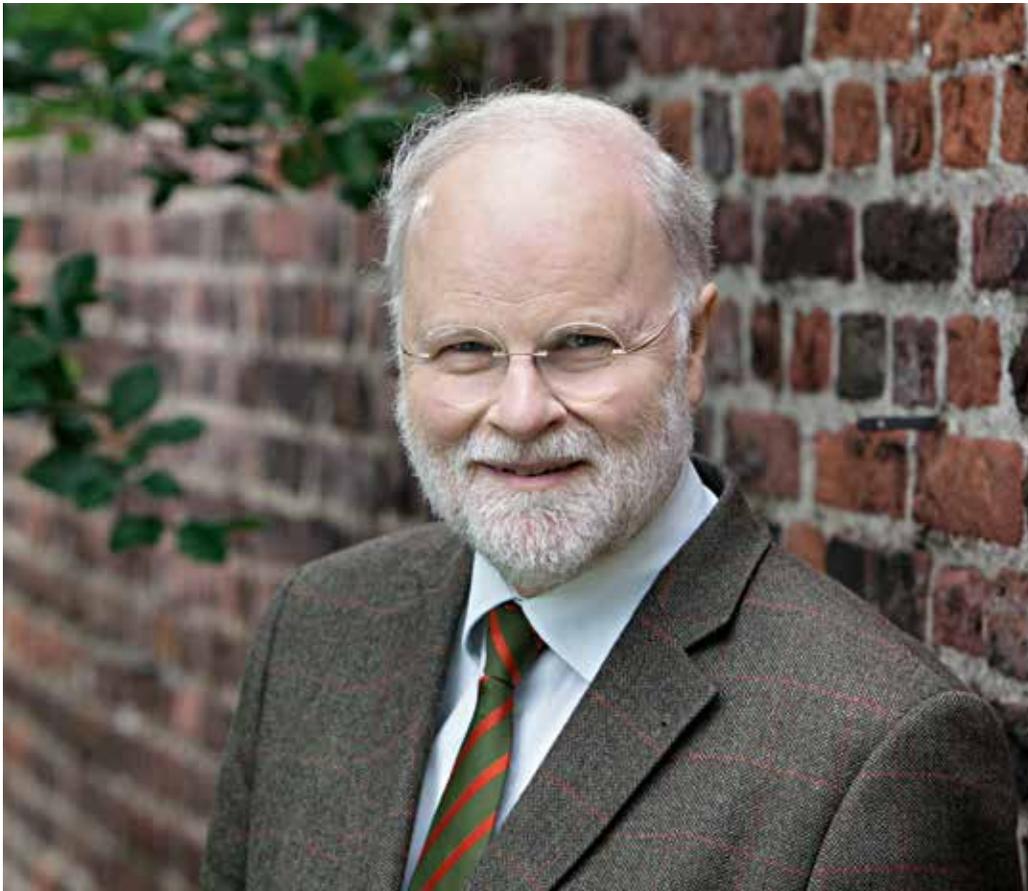
Kraft der Schönheit: Adriana Lima. Seite 12

## Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Scheinbarer Rechtsrutsch
- 9 **Im Auge** Sara Netanjahu, First Lady
- 10 **Weltwirtschaft** Donnergrollen zu Neujahr
- 11 **Nahost** Obamas Vakuum und der Kronprinz
- 11 **Geschlechter** Dosenöffnerin
- 12 **Stark ist jetzt schön**  
Das neue Schönheitsideal der Frau
- 14 **Personenkontrolle** Ritzmann, Wolff, Condrau, Mörgeli etc.
- 15 **Nachrufe** Ian Fraser «Lemmy» Kilmister, Hans Vontobel
- 16 **Die Arroganz der Schweizer Richter**  
Vor- und Nachteile der Durchsetzungsinitiative
- 19 **Ausschaffungsjustiz** Die Schwächen der harten Linie
- 20 **Unfrohes neues Jahr**  
Die unfassbaren Ereignisse in der Kölner Silvesternacht
- 22 **Die Deutschen** Im Dunkeln
- 22 **Wirtschaft** Diagnose: Wohlstandsschizophren
- 23 **Ausland** Polen unter Aufsicht Brüssels?
- 24 **Mörgeli** «Unmenschlich, undemokratisch»
- 24 **Bodenmann** Schrottplatz Schweiz
- 25 **Medien** Aus drei mach vier
- 25 **Gesellschaft** Auf der Pirsch
- 26 **Darf man das? / Leserbrief**

## Hintergrund

- 28 **Wenn der Wolf um den Hof schleicht**  
Erst Bürokraten machen das Raubtier wirklich gefährlich
- 31 **Zoologie** «Gefahr für Menschen ist sehr klein»
- 32 **Natürlicher Feind**  
Kaum ein Tier ist symbolisch stärker aufgeladen als der Wolf
- 33 **Kino** Allzu lieber Wolf
- 34 **Sommarugas Käser**  
Der polternde Berner Polizeidirektor Hans-Jürg Käser
- 36 **Bundesrat** Maurers Baustellen
- 37 **Ökonomie** Wo steht die Schweiz?
- 38 **Verstaatlichung der Intimsphäre**  
Das Bundesamt für Gesundheit fordert Patientendaten
- 40 **Parteien** Grüne greifen an
- 41 **Medizin** «Die Eierstöcke halten nicht Schritt»
- 42 **Islamismus** Propagandafilm aus Syrien
- 43 **Essay** Darf auch ich um Asyl in der Schweiz nachsuchen?
- 44 **Le Carrés Schweizer Jahr**  
Der Bestsellerautor als Elefantenputzer beim Circus Knie
- 48 **Wirksam gegen Festtagspeck**  
Wie man effizient die Lebensfreude steigern kann



«Auch wer gesund stirbt, ist definitiv tot»: Psychiater und Theologe Manfred Lütz.

## Interview

### 50 «Sieben Milliarden Wege zum Glück»

Manfred Lütz mahnt zur Vorsicht im Umgang mit Psychotherapeuten und nimmt sich die Glücksversprechen der Ratgeberliteratur vor

## Stil & Kultur

### 54 Stil & Kultur Wunder von Stampa

### 56 Bestseller

### 56 Literatur Markus Gassers fulminante Reise in die Vergangenheit

### 57 Pop David Bowie häutet sich mal wieder

### 57 Jazz Weather Report

### 58 Der schweizerische Errol Flynn

Der Winterthurer Jakob Sulzer hatte Starpotenzial und galt als Mädchenschwarm

### 60 Top 10

### 60 Kino «The Danish Girl»

### 61 Fernseh-Kritik Endlich zensiert

### 62 Namen Jubiläumsfieber

### 63 Hochzeit Francesca Garzio und Michael Carney

### 63 Thiel Gleichstellung II

### 64 Wein Château Le Queyroux 1er Côtes de Blaye AOC

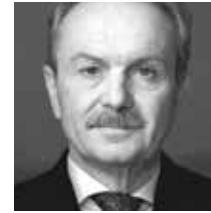
### 64 Zu Tisch Restaurant «Più», Zürich

### 65 Auto Kia Soul EV Style

### 66 MvH trifft Herbert Feuerstein, Komiker und Buchautor

## Autoren in dieser Ausgabe

### Jean-Pierre Roth



Der Ökonom ist Präsident der Genfer Kantonalbank und stand von 2001 bis 2009 der Schweizerischen Nationalbank (SNB) vor. In seinem Essay analysiert er, wie sich die Aufhebung der Euro-Franken-Kursgrenze auf Währung und Wirtschaft ausgewirkt hat. Seite 37

### Adam Sisman



Für sein Buch über den herausragenden Thrillerautor («John le Carré: The Biography») erhielt der britische Historiker Adam Sisman Einblick in private Archive und Korrespondenzen. Das Kapitel in dieser Ausgabe beschreibt das Jahr, das le Carré in den späten 1940ern in der Schweiz verbrachte. Seite 44

## Das Weltwoche-«Taschenheft».

Mit den Weltwoche-Apps für das iPhone oder das Android-Smartphone haben Sie auch unterwegs die Weltwoche immer dabei.



DIE WELTWOCH

# Sind Sie bereit für die Wirklichkeit?

Die *Weltwoche* enthüllt und deckt auf. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen. Die Weltwoche hat eine klare Ausrichtung, aber auch die grösste Meinungsvielfalt. Seit 1933 setzt sich das traditionsreiche Wochenblatt mit gehaltvollem Journalismus für die Schweiz ein. Überzeugen Sie sich selbst!

Probeabo  
10 Ausgaben  
nur Fr. 40.–



**Jetzt bestellen!**

[www.weltwoche.ch/probeabo](http://www.weltwoche.ch/probeabo)

Telefon 043 444 57 01



# Scheinbarer Rechtsrutsch

Von Beat Gygi — Die Nationalrats- und Bundesratswahlen haben das bürgerliche Lager gestärkt, aber bei Mehrheitsabstimmungen heisst das noch lange nicht, dass die Politik sich nach rechts bewegt.



Reiz des Umverteilers: Nationalratspräsidentin Markwalder (l., FDP) nach den Bundesratswahlen.

Nach den eidgenössischen Parlamentswahlen im Herbst hat sich weitherum die Ansicht verfestigt, die Schweiz sei politisch nach rechts gerückt. Am Wahltag kam das Wort Rechtsrutsch praktisch in allen Kommentaren vor, und dann verbreiteten vor allem deutsche Medien in Europa die Meinung, in der Schweiz habe das rechte Lager nun erheblich mehr Einfluss als vorher – meist verbunden mit abwertenden Kommentierungen des Begriffs «rechts». So wurden die Schweizer Verhältnisse in unmittelbarer Nähe zu politischen Bewegungen des rechten Spektrums in anderen Ländern gerückt. Deutsche Journalisten schrieben, es sei kalt geworden in der Schweiz, und Schweizer Kollegen stimmten ein, ja, es sei in der ganzen Welt kalt geworden. Floskeln wie «Der Zeitgeist ist rechts» sind gross in Mode.

Modisch ist es auch, auf linker Seite resigniert über neue Mehrheitsverhältnisse und den eigenen Machtverlust zu klagen und so zu tun, als hätte die linke Umverteilungspolitik an Anziehungskraft verloren. Es stimmt natürlich: Die bürgerlichen Parteien SVP und FDP haben bei den Wahlen in den Nationalrat zusammen 14 Sitze gewonnen, dies auf Kosten von Sozialdemokraten, Grünen, Grünliberalen und CVP. Im Ständerat haben die Links- und Mitteparteien ihre beherrschende Stellung

zwar verteidigt, aber in der Landesregierung führte die Zuwahl von SVP-Bundesrat Parmelin und der Abgang von Widmer-Schlumpf dazu, dass nun vier oder fünf von sieben Bundesräten dem Namen nach bürgerlich sind – je nachdem, ob man die CVP als ähnlich bürgerlich einstuft wie die FDP und die SVP. Nähme man diese drei Parteien zusammen, käme das so definierte bürgerliche Lager im Nationalrat heute auf 131 von 200 Sitzen; es könnte also diese Kammer beherrschen und in den nächsten Jahren den Linksrutsch korrigieren, den das Parlament in der vergangenen Legislaturperiode vollzogen hat.

## Ellbogen statt Schulterschluss

Diese Idee steckte auch hinter dem Projekt «bürgerlicher Schulterschluss», einem Pakt, den im Frühling 2015 CVP, FDP und SVP schlossen, um eine gemeinsame Politik zu betreiben, die weniger auf Umverteilung ausgerichtet ist und den Firmen und Haushalten wieder mehr Bewegungsfreiheit bringt. Dieser Schulterschluss kam aber nie zustande, die Politiker berührten sich vor den Wahlen mehr mit den Ellenbogen als mit den Schultern. In der Wirtschaft gibt es nun die Hoffnung, dies möge sich nach den Wahlen ändern. Monika Rühl, Direktorin des Wirtschaftsdachverbandes

»» Fortsetzung auf Seite 10

# Unguided Missile



Sara Netanjahu, First Lady.

Unbestritten ist, ausser von der Opposition, dass Benjamin Netanjahu, 66, Israel regiert. Aber ebenso sicher scheint, dass seine Machtbefugnis zu Hause aufhört, dass er gewissermassen exterritorial schläft bei Sara, 57, der besten Ehefrau von allen, der dritten, die ihn Bibi nennt, wie fast alle im Lande. Diese matrimoniale Grenzregelung wird notorisch zum Gegenstand gerichtlicher Nachforschungen, gerade an Silvester wieder steuerte Sara ihren persönlichen Dienstwagen, der ihr als First Lady zusteht, durch den Lieferanteneingang des Polizeigebäudes in Lod. Dort wurde sie fünf Stunden lang wegen Reparaturarbeiten und Günstlingswirtschaft im Amtssitz des Ministerpräsidenten in Jerusalem und in der Privatresidenz in Caesarea grilliert. Sie sagt, sie sei der «Punchingball» der Feinde Bibis, die in ihr den leichteren Gegner sähen. Aktenkundig ist, dass Sara, die studierte Kinderpsychologin und ehemalige Stewardess, mit ihrem vulkanischen Temperament und ihren haushälterischen Tricks sozusagen das *unguided missile* darstellt, das alle Sicherheitskontrollen Israels unterläuft als Virtuosa im Verschenden und Sparen. Unvergessen die «Bottlegate»-Affäre: Sara befahl ihrem Majordomus Menny Naftali, sämtliche Mineralwassereinkäufe in kleinstformatigen Flaschen von 0,3 und 0,5 Litern abzuwickeln, so summierte sich deutlich mehr Flaschenpfand, das sie zum Kauf einer 5000 Franken teuren Gucci-Tasche umverteilt. Für einen Fünfstundentrip mit Bibi im Staatsflieger liess sie ein weiches Bett installieren, was so viel kostete wie ein Pilotenjahresgehalt. Schwer haben die Angestellten unter dem Hausdrachen zu leiden, der sich abends gerne in Stimmung schluckt und dann mit Schuhen und Vasen nach dem Personal wirft. Eine Putzfrau musste sich fünfmal umziehen am Tag. Trotzdem findet Sara leicht neue Opfer, denn es winkt ja immer eine Art Flaschenpfand für das Ausplaudern herrschaftlicher Geheimnisse in den Medien. Deshalb erfahren wir, dass die gefährliche Sara jetzt weniger trinke und auf Süsses umgestiegen sei.

Peter Hartmann

des Economiesuisse, sagte jüngst im Interview mit der *Weltwoche*, sie erwarte vom «Schulterschluss»-Projekt einen Marschhalt in der Regulierung. Im gleichen Atemzug räumte sie aber ein, dass das Abstimmungsverhalten der Parlamentarier in der ersten Session nach den Wahlen kaum anders gewesen sei als vorher.

Ein Schulterschluss zwischen den drei Parteien ist nicht erkennbar, auch nicht zwischen FDP und SVP, die ja grossenteils ähnliche Ziele haben. Pikante Kontraste zeigten sich gleich zu Beginn der Session. Nationalratspräsidentin Christa Markwalder (FDP) wandte sich vor den Bundesratswahlen mit folgenden Worten an die Vereinigte Bundesversammlung: «Unser Konkordanzsystem verlangt Respekt – über alle Parteigrenzen hinweg. Ich erinnere Sie daran, dass wir in der Schweiz zwar ein exklusives Wahlsystem für unsere Regierung kennen, das jedoch zum Ziel hat, Inklusion oder, wie wir es nennen, Konkordanz zu schaffen.» Dieser Sprachgebrauch lässt aufhorchen. Inklusion heisst, möglichst alle einzuschliessen und gleich zu behandeln – beispielsweise möglichst alle Kinder in die gleiche Schule oder Klasse zu schicken. Inklusion passt zu sozialistischen Gesellschaftsordnungen, die alle Menschen betreuend an sich ziehen und Unterschiede durch Harmonisierung und Umverteilung ausgleichen. Da muss sich die Linke nicht beklagen, ihre Politik verliere an Anziehungskraft. Umverteilen ist für Politiker eine derart reizvolle Tätigkeit, dass dazu nicht unbedingt eine linke Parteizugehörigkeit nötig ist.

### Altvertraute Kontraste

In der ersten Session der neuen Legislatur reichte das Spektrum von FDP und CVP jedenfalls nach wie vor von bürgerlich bis ziemlich weit nach links. In Abstimmungen über öffentliche Ausgaben, über die Ausstattung der öffentlichen Hand mit Personal oder über die Dotierung der Entwicklungshilfe zeigte sich der altvertraute Kontrast: Etwas über sechzig Nationalräte der SVP waren eher für eine Einschränkung der Umverteilung, auf der anderen Seite waren die übrigen Ratsmitglieder. Eine vergleichbare Mehrheit stimmte einem Postulat der SP zu, die wirtschaftlichen Vorteile des Schengen-Abkommens für die Schweiz besser zur Geltung zu bringen. Das sieht nach einer Detailfrage aus, aber dahinter zeigen sich die grundlegenden Unterschiede in der Haltung gegenüber Europa. Der Schengen-Vertrag kann als eine Art Vorstufe eines Rahmenvertrags Schweiz-EU angesehen werden, und auch in dieser grundsätzlichen Frage liegt die gegenüber internationalen Anbindungen skeptische SVP weit entfernt von der FDP, den übrigen Parteien und der Bundesverwaltung. Kann jemand erklären, wie man bei solchen Kräfteverhältnissen von einem Rechtsrutsch reden kann?

## Weltwirtschaft

# Donnergrollen zu Neujahr

*Von Florian Schwab* — Zu Beginn des Jahres purzeln die Börsenkurse. Eine Normalisierung der Geldpolitik scheint unrealistisch. Alle Hoffnung ruht wieder auf den Notenbanken.

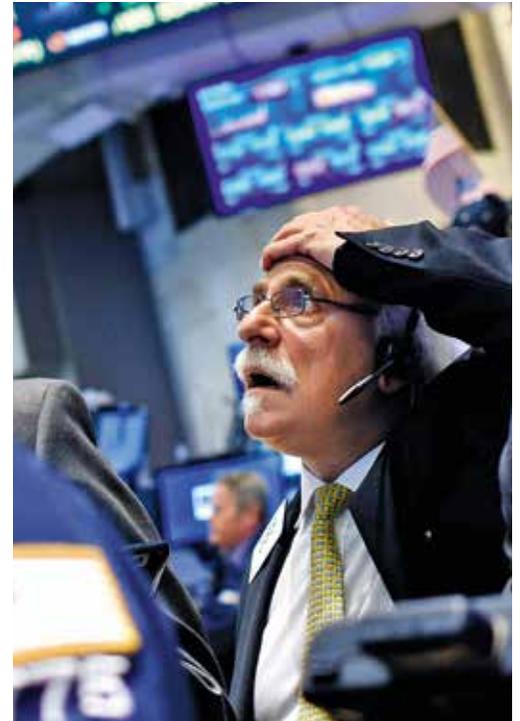
Während wirtschaftlicher Durststrecken die Zinsen senken und während Booms die drohende Überhitzung mit Zinserhöhungen abkühlen – dies war jahrzehntelang das Arsenal der Zentralbanken, um die konjunkturell bedingten Ausschläge der wirtschaftlichen Entwicklung abzufedern. Doch dieser Hebel funktioniert nicht mehr. Im Krisenmodus der letzten Jahre kannten die Zinsen nur eine einzige Richtung: nach unten.

Seit zwei Jahren verspricht die amerikanische Notenbank Federal Reserve, die Zinsen langfristig wieder derart anzuheben, dass sie sie im Wirtschaftsabschwung auch senken kann. Wer 2006 geboren wurde, vor Ausbruch der Finanzkrise in den USA, hat erst kürzlich erfahren, dass es so etwas gibt wie eine Zinserhöhung. Vor einem Monat hob die Fed nämlich erstmals seit neun Jahren ihren Leitzins an. Dies in einer homöopathischen Dosis von 0,25 Prozentpunkten (von 0–0,25 auf 0,25–0,5 Prozent). Dem angekündigten Schritt war eine massive Entwertung von Schwellenländer-Währungen vorangegangen. Dies, weil das Kapital in Massen in die USA zurückfloss – in Erwartung eines weiteren Zinsanstiegs auf vielleicht 1 oder 1,5 Prozent.

Nachdem es bis zum Neujahrstag so ausgesehen hatte, als sei die Fed-Entscheidung an den Börsen vorweggenommen und bereits verdaut, kam in den ersten Januartagen die böse Überraschung: Die Aktien im Schwellenland China stürzten um sieben Prozent ab, der Handel musste ausgesetzt werden. Europäische und amerikanische Indizes reagierten mit markanten Verlusten.

Auch die US-Wirtschaft sieht nicht mehr so gesund aus, wie die Fed dies bei ihrer Zinserhöhung glauben machte. Am Dienstag wurde bekannt, dass die Industrieproduktion in den USA Ende 2015 auf den tiefsten Stand seit 2009 abgesackt ist. Das Pflänzchen des Aufschwungs in den USA scheint zarter zu sein als erhofft. Noch bevor die Zinsen sich nennenswert von null entfernt haben, zeichnet sich bereits der nächste Abschwung ab. Erste Prognostiker sehen die US-Wirtschaft schon wieder in die Rezession schlittern.

Für die Geldpolitik bedeutet dies, dass ihr traditionelles Instrument einer Zinssenkung stumpf bleibt. Als verzweifelte Gegenmassnahme bleibt nur das Quantitative Easing, also die Ankurbelung der Investitionen und des Konsums mit frisch gedrucktem Geld. Und die Druckpressen laufen sowieso auf Hochtouren



*Krisenmodus:* Händler an der New Yorker Börse.

und fluten die Aktien- und Immobilienpreise. Die normale Funktionsweise des Marktes wird ausgeschaltet. Man fördert massenhaft Investitionen, die nur unter den derzeitigen wirtschaftlichen Sonderbedingungen rentabel sind. Investoren verspüren daher bereits bei kleinsten Veränderungen des Zinses eine grosse Nervosität. Die Folge sind grosse Ausschläge an den Märkten. Und je grösser diese Ausschläge, desto ängstlicher werden die Notenbanken und scheuen erst recht davor zurück, ihre Geldpolitik zu normalisieren – ein Teufelskreis.

### Hoffen auf die Hagelrakete

Für das Vertrauen in das Geldsystem ist all dies Gift. Und das jetzige Papiergeldsystem lebt vom Vertrauen darin, dass ein Dollar auch morgen noch einen Dollar wert ist. Erodieren dieses Vertrauen, ist die natürliche Antwort die Flucht in Sachwerte. Bewegen allerdings immer mehr Menschen rasch immer grössere Summen, um sich vor einer drohenden Geldentwertung in Sicherheit zu bringen, galoppiert die Entwertung erst recht. Die Finanzmarktbeben der letzten Tage sind das Donnergrollen in einer gefährlichen Wetterlage. Einmal mehr hoffen alle darauf, dass die Zentralbank-Zauberer das wüste Wetter mit einer Hagelrakete wieder verscheuchen können.

# Obamas Vakuum und der Kronprinz

Von Pierre Heumann — Der Aufruhr am Persischen Golf zerstört die Aussichten auf ein Ende des syrischen Bürgerkriegs. Die Verantwortung dafür liegt bei zwei Spitzenpolitikern.

Die Krise am Persischen Golf kommt den Saudis gelegen. Vielleicht haben sie sie sogar bewusst provoziert. Mit der Hinrichtung des schiitischen Scheichs Nimr al-Nimr forderte die sunnitische Grossmacht nämlich nicht nur die schiitische Minderheit im Mittleren Osten heraus, sondern auch die schiitische Republik Iran.

Was zu erwarten war, geschah: Zornige Iraner stürmten die saudische Botschaft in Teheran, als sie vom Tod des prominenten Schiiten hörten. Darauf brach Saudi-Arabien sowohl die diplomatischen als auch die wirtschaftlichen Beziehungen zum Iran ab.

Dass es so weit kam, ist zwei Männern zuzuschreiben, die unterschiedlicher nicht sein könnten: den US-Präsidenten Barack Obama einerseits, dem saudischen Vize-Thronfolger Mohammad bin Salman andererseits.

Einst konnte Riad darauf bauen, dass die USA Teheran mit seinen Expansionsgelüsten in die Schranken weisen, sobald Interessen Saudi-Arabiens tangiert sind. Obama hat nun aber mehrfach gezeigt, dass sich Saudi-Arabien nicht auf ihn verlassen kann. Bei iranischen Provokationen, die Riads Sicherheit berühren, schaut Obama weg. So liess er zum Beispiel iranische Raketentests unbeantwortet. Zudem schloss er mit Teheran einen Atom-Deal ab. Obama hat damit Teheran gestärkt – wirt-



Neuer Ton: Prinz bin Salman.

schaftlich, politisch und militärisch. Was in Riad für Nervosität sorgt.

Am saudischen Königshof muss aufgefallen sein, dass Obama sogar dann noch passiv bleibt, wenn Teheran amerikanische Ziele bedroht. So führte die iranische Marine Ende Dezember eine Übung mit scharfer Munition in der Strasse von Hormuz durch – und zwar ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, als der amerikanische Flugzeugträger USS «Harry S. Truman» im Persischen Golf unterwegs war. Dabei kam eine iranische Rakete bis auf 1500 Meter an das amerikanische Kriegsschiff heran. Statt scharfes diplomatisches Geschütz aufzufahren, spielte Washington die Provokation in einer der für den Ölhandel zentralen Meerengen herunter.

## Drohbotschaft an Washington

Jetzt will Saudi-Arabien zeigen, dass es seine Positionen im Mittleren Osten künftig ohne Hilfe aus den USA verteidigen werde – zum Beispiel in Syrien oder im Jemen. Das ist nicht nur eine Drohbotschaft an Teheran, sondern ebenso an Washington und an den zaudernden Obama, der den traditionellen US-Verbündeten am Golf im Stich gelassen hat.

Riads neuer Ton kommt nicht von ungefähr. Ein ehrgeiziger Prinz, den viele als Hitzkopf beschreiben, sagt seit dem vergangenen Jahr, wo es langgeht: Mohammad bin Salman, der Sohn des in die Jahre gekommenen saudischen Königs, von dem es heisst, er sei am Vergreisen. Bei diesem noch unerfahrenen Prinzen laufen am Hof jetzt alle Fäden zusammen, obwohl Mohammad offiziell bloss die Nummer zwei in der Thronfolge ist. Er füllt das Vakuum, das durch die Altersschwächen seines Vaters entstanden ist. Forsch hat Mohammad sein Land in den verlustreichen Krieg im Jemen verwickelt. Zudem hat er die Ölpolitik zu verantworten, die die Preise in den Keller treibt und dem Finanzhaushalt des Königreichs rote Zahlen beschert. Seine Aussenpolitik ist aggressiv und unterscheidet sich von der diskreten und zurückhaltenden Strategie der bisherigen Könige – wie jetzt gegenüber dem schiitischen Iran.

Bei der momentanen Besetzung der Schlüsselpositionen – ein zögernder Chef im Weissen Haus und ein draufgängerischer Kronprinz im Königspalast – muss man Hoffnungen auf ein baldiges Ende der Bürgerkriege in Syrien oder im Jemen begraben. Denn jede Lösung setzt voraus, dass Riad und Teheran am Verhandlungstisch vertreten sind. Daran ist bis auf weiteres nicht zu denken.

# Dosenöffnerin

Von Rico Bandle — Für das SRF und die Frauenzentrale sind Frauen billiges Gut.



Teure Männer: Aktion der Frauenzentrale.

Über die Neujahrstage war im Schweizer Fernsehen ein eigenartiger Werbespot zu sehen: Ein Marktschreier pries einen profanen Dosenöffner zum überteuerten Preis von Fr. 32.50 als Wunderding an. Am Ende zog er ein zweites, identisches Gerät hervor: «Wenn Sie es noch billiger haben möchten, dann bestellen Sie einfach unsere Dosenöffnerin!» Die Dosenöffnerin könne genau dasselbe wie der Dosenöffner, koste aber nur Fr. 28.95. «Logisch, weil Frauen ja weniger wert sind als Männer.»

Der Spot der Frauenzentrale Zürich entstand bereits vor einem Jahr. Schon damals gab er zu reden, sogar im Ausland, weil es sich beim Verkäufer um einen alten Bekannten des Trash-TVs handelt: den deutschen Schauspieler und RTL-«Dschungelcamp»-Teilnehmer Walter Freiwald. Dass der Spot nun wieder öfter im Fernsehen läuft, gar zur besten Sendezeit, überraschte selbst die Frauenzentrale: Die SRG strahlt ihn zu einem Bruchteil des regulären Preises als Füller in schlecht ausgebuchten Werbeblöcken aus. Damit unterstützt sie ein politisch höchst umstrittenes Anliegen: die Einführung einer Lohnpolizei, wie Bundesrätin Simonetta Sommaruga sie fordert.

Womöglich tangiert der Spot die strengen Richtlinien zur Politwerbung bei der SRG. Zur Aufregung besteht trotzdem kein Grund. Denn der zweifellos originelle und gutgemachte Spot bestätigt unabsichtlich die Argumente jener Ökonomen, die die Lohndiskriminierung für ein Märchen halten: Wenn die Dosenöffnerin tatsächlich zu einem billigeren Preis dasselbe leistet wie der Dosenöffner, wird niemand zum teureren Dosenöffner greifen. Umgemünzt auf den Arbeitsmarkt: Die Frauen würden den teureren Männern vorgezogen. Denn wie wir aus einer anderen Werbung wissen: Wenn irgendwo etwas Identisches günstiger angeboten wird, sagen die meisten Leute: «Ich bin doch nicht blöd!»

# Stark ist schön

Das weibliche Körperideal befindet sich nach ein paar Jahren der Mager-Askese wieder einmal im Umbruch. Neu ist dabei die zentrale Rolle von Krafttraining.

Von Claudia Schumacher

Gigi Hadid verdrischt ihren Trainer. Tanzen wie ein Schmetterling, stechen wie eine Biene? Das US-Model schwingt die Boxhandschuhe, der lange Pferdeschwanz wedelt aufmüpfig hin und her. Gut, es sind kleine Fäuste. Dennoch steckt ein «wumms» dahinter, den man von der Schönen mit dem Babygesicht nicht unbedingt erwartet hätte.

Der weibliche Muskelprotz – ein Kuriosum in der Modelwelt? Nein. Es ist eher so: Das Schönheitsideal der Frau befindet sich gerade im Umbau. Size Zero, das Beauty-Diktum der Nullerjahre, welches auf reine Hagerkeit setzte, wird nun durch den athletischen Frauenkörper ersetzt. Ein neuer Slogan steht schon bereit: «Strong is the New Skinny».

## Hantelübungen auf dem Spinning-Rad

Die wichtigsten Botschafterinnen von Körperbildern sind Models. Gemeinsam mit «Photoshop» wirken sie hauptaktiv an den glanzvollen Bildern mit, die uns die Vorstellung davon liefern, wie wir gerne aussehen würden. Die zwanzigjährige Hadid, die 2015 erstmals bei der Victoria's Secret Fashion Show mitlief, gehört zu den am meisten gehypten Newcomerinnen der Branche. Sie setzt Trends – und ist nicht das einzige Supermodel, welches in Videos und auf Fotos auf Youtube, Twitter und Instagram ihre kraftmeierische Seite zeigt.

Da ist etwa die Kollegin Izabel Goulart. Die zierliche Brasilianerin weckt ihre Follower auf Instagram gerne einmal wie eine abgefeuerte Sportskanone: «Wake up!!! Morning!!! Don't stop! Push harder! Keep going! Let's workout everybody!!!» Dazu sieht man sie im Handstand (für den die meisten normalen Frauen bereits viel zu unspornlich sind) und an einem Bein an die Decke gezurrt. Am anderen Bein trägt sie Gewichte, die sie zum Rhythmus von Gangsta-Rap auf und ab bewegt.

Um den Körper perfekt in das neue, kräftige Schema einzupassen, geht auch die Amerikanerin Lily Aldridge weit. Es gibt ein Video darüber, wie sie sich auf den wichtigsten Lauf des Jahres vorbereitet: die Victoria's Secret Fashion Show. Morgens steht Aldridge auf und geht ins Yoga. Dann kommt die Ballettstunde. Anschliessend geht es zum Krafttraining. Es folgt eine Runde Joggen. Und weil das offenbar noch nicht genug Anstrengung war, setzt sie sich auf ein Spinning-Rad, nebenher macht sie ein paar Hantelübungen für



Sechsmal pro Tag: Strandtraining mit Kayla Itsines.

die Ärmchen. Bevor sie mit diesem einen (!) Tag fertig ist, streift sie sich noch Boxhandschuhe über.

Es gibt Profisportlerinnen, die weniger trainieren als die neuen Spitzenmodels, die uns mitteilen, wie eine Frau idealerweise auszusehen hat. Adriana Lima, Doutzen Kroes, Karlie Kloss, Candice Swanepoel oder auch Lena Gercke und Dominique Rinderknecht: Sie alle gelten als Sportskanonen. Ihre Muskeln sind definiert. Sie zeichnen sich in allen Schattierungen auf ihren Körpern ab. Frauen, die man früher nur auf Covern von Fitnessmagazinen zu sehen bekam, zieren heute die Titelseiten der *Vogue*.

Was heisst das für die Frau von nebenan, die nach den neuen Standards als schön gelten möchte: Sind die dünnen Jahre vorbei? Ist es jetzt leichter oder härter als früher, schön zu sein? Und wenn man sich diesem neuen «Strong is the New Skinny»-Ding also nicht verwehren will, wie macht man denn da überhaupt mit? Sechs Trainingseinheiten pro Tag wie Lily Aldridge, das schafft – vielleicht noch abgesehen von einer Hausfrau mit Nanny und Haushälterin – beim besten Willen keine Frau, die nicht für ihr Aussehen bezahlt wird.

Die erste Frage muss mit einem klaren Nein beantwortet werden: Dünnsein bleibt eine gewichtige Säule weiblicher Schönheit, die allgemeine Anerkennung findet. Box-Amazonen wie Gigi Hadid ist 1,78 Meter gross. Und wiegt filigrane 57 Kilogramm. Karlie Kloss hat das gleiche Gewicht – und ist sieben Zen-

timeter grösser als Hadid. Bei den anderen Supermodels, von denen die meisten der neuen Kraftsportbewegung huldigen, sieht es nicht anders aus.

Das, was hier unter einer «starken Frau» verstanden wird, ist nicht deckungsgleich mit dem, was die meisten Feministinnen darunter begreifen. Eine nach emanzipierten Standards starke Frau, die vor allem einen interessanten Charakter oder eine spannende Karriere aufzuweisen hat, kann zwar neuerdings auch mit vierzig Kilogramm zu viel auf den Rippen oder mit voluminösen Muskeln im Pirelli-Kalender gezeigt werden, wo jetzt lesbische Fotografinnen ihre Vorstellungen von der modernen Frau illustrieren. Als schön gelten diese Damen ästhetisch betrachtet deshalb aber nicht unbedingt. Die modische Muskulatur ist eine zierliche. Trainiert wird sie mit niedrigem Gewicht und hoher Wiederholungszahl.

Was uns zur zweiten Frage führt: Ist es jetzt leichter oder schwerer als früher, unter Anwendung der neuen Massstäbe als schön zu gelten? Die Antwort ist nicht ganz so eindeutig. Passionierte Vertreterinnen der «Sport ist Mord»-Haltung haben schönheitstechnisch schon bessere Zeiten erlebt. Bewegungröhlichen Frauen kommt die neuere Entwicklung jedoch entgegen. Denn bei «Strong is the New Skinny» muss niemand hungern, der genug Sport treibt. Ohne Disziplin geht es zwar auch dann nicht, denn von Schoko-

lade über Alkohol und Pizza sollte alles, was Spass macht, nur massvoll genossen werden.

### Muskeln brauchen Protein

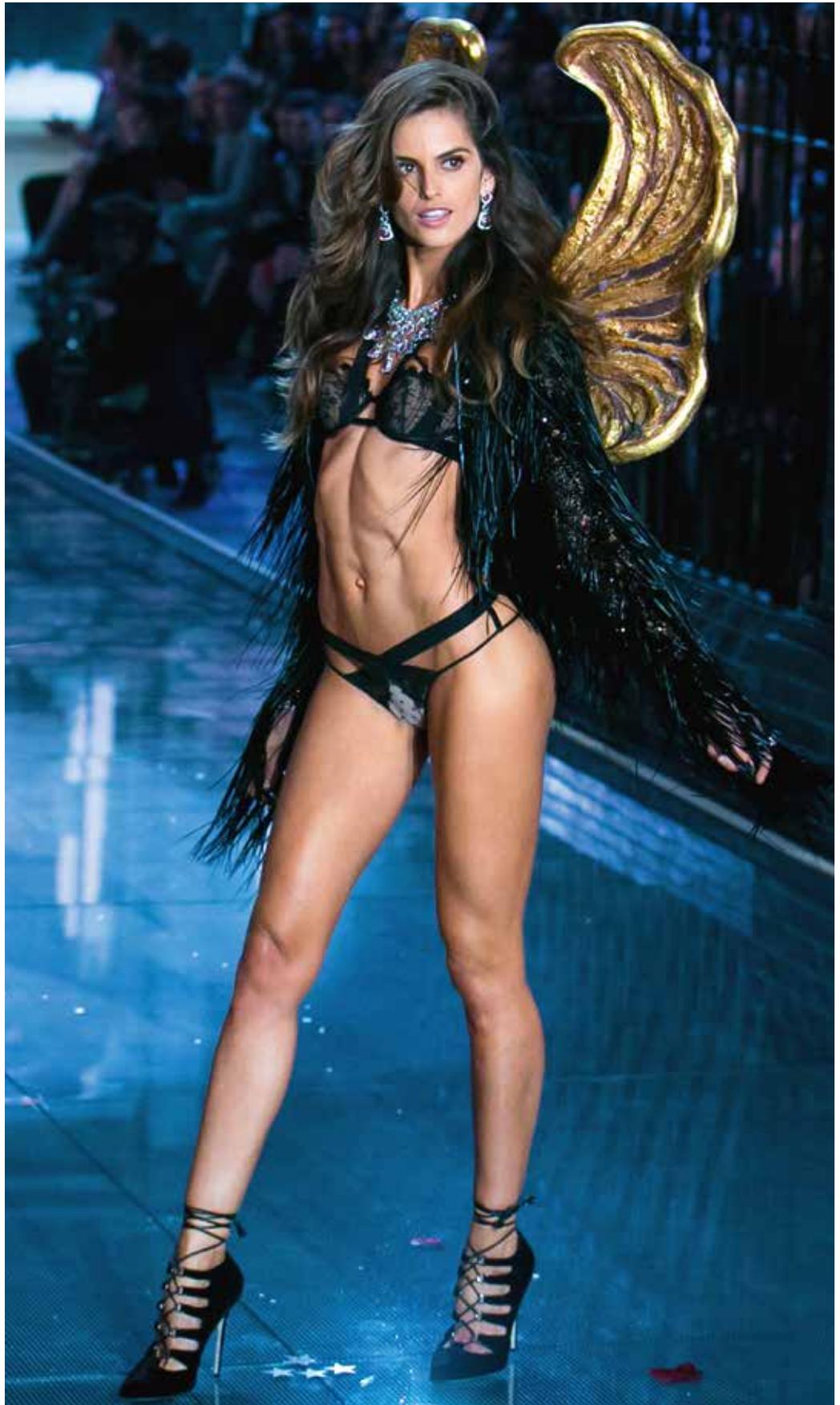
Aber immerhin wird überhaupt gegessen, und nicht einmal wenig: Selbst die Supermodel-Amazonen, deren ideale Vorgaben die normale Frau ja gar nicht ganz erreichen muss, essen etwa fünf Mal täglich. In der Regel viel Protein und wenig Kohlenhydrate. Das heisst: viel Fisch, Fleisch, Linsengerichte oder Tofu. Dazu reichlich Gemüse. Gute Fette gehören auch auf den Teller, sonst werden Vitamine vom Körper nicht verwertet. In Nacheiferung des neuen weiblichen Schönheitsideals kann es einem also echt gutgehen. Die Tage, in denen Schönheit nach Kettenrauchen verlangte, um den Appetit zu zügeln, und in denen die Blutwerte von als schön geltenden Frauen denen von Menschen in unterernährten Dritt- weltstaaten glichen, scheinen jedenfalls gezählt. Das heutige Schönheitsideal folgt den allgemeinen Lifestyle- und Ernährungstrends: Es ist gesund. In diesem Sinne ist es als Fortschritt zu werten.

Und wie kann man jetzt als normale, eitle Frau trotz Bürojob versuchen, schönheitspolitisch mit der Zeit zu gehen? Indem man eben so viel Sport macht wie möglich. Gute Effekte erzielt, wer etwa vier- bis sechsmal in der Woche ein Training schafft. Zwei- bis dreimal Krafttraining in der Woche braucht es, der Rest ist Cardio, hier kann man auch mal eine Stunde ausfallen lassen. Wer unwahrscheinlicher- weise noch mehr Zeit aufbringen kann, ergänzt sein Workout-Programm mit Yoga oder Ballett für die Dehnbarkeit.

Mindestens so wichtig ist die Ernährung. Wer Muskeln aufbauen möchte, braucht vor allem genug Protein dafür. In den Alltag über- setzen kann man das so: morgens Haferflocken, Chia-Samen für das gute Fett, Quark und Obst. Mittags Huhn, Salat, Wildreis. Abends Fisch und Gemüse. Zwischenrein gute Snacks, etwa in Form von Obst und Nüssen. Dazu ein paar Protein-Shakes. Klingt leicht verrückt? Gutes Aussehen, das auch ein paar Jahre an- dauern soll, erfordert nun einmal einen Ein- satz. Mit etwas Planung ist er aber auch zu lei- sten, und mit der Zeit kehrt Routine ein.

Natürlich kann man sich Unterstützung holen. Wer es bezahlen kann und will, nimmt Stunden bei einem Personal Trainer, der dabei hilft, mit gezieltem Krafttraining die Pro- blemzonen verschwinden zu lassen. Frauen, die von Natur aus mit eiserner Disziplin geseg- net sind und niemanden brauchen, der sie ge- legentlich motiviert, finden aber auch Ange- bote, die ziemlich geschenkt sind.

Die amerikanische Trainerin Kayla Itsines hat sich im Dienste der starken Schönheit be- reits einen Namen gemacht. Ihre Website be- wirbt sie mit dem Versprechen vom «Biki- ni-Body-Selbstbewusstsein». Um dieses zu



«Wake up!!! Morning!!! Don't stop! Push harder!»: Topmodel Izabel Goulart.

erlangen, bietet Itsines einen Ernährungsrat- geber und einen Trainingsratgeber an. Beide kann man relativ günstig downloaden. Damit ist Itsines zur Millionärin geworden – was zeigt, wie stark bereits die Nachfrage ist.

Der positive Nebeneffekt der angesagten Schönheit durch Fitness: Man hat mehr Ener-

gie zur Verfügung, bleibt länger wach, länger jung und wird seltener krank. Sport verbessert die Sauerstoffversorgung des Körpers und da- mit auch die Konzentrationsfähigkeit.

Anders gesagt: Was antworten viele Mana- ger auf die Frage, was sie morgens vor dem Büro schon erledigen? Eben: Sport. ○

## Personenkontrolle

**Ritzmann, Wolff, Condrau, Mörgeli, Sommaruga, Maurer, Szydlo, Inhauser, Leuthard, Caroni, Rutz, Riklin, della Valle, Johnson, Khan**

Die Universität Zürich überrascht weiter mit ihrer Personalpolitik: **Iris Ritzmann** unterrichtet gemeinsam mit ihrem Ehemann **Eberhard Wolff** im Rahmen des sogenannten Mantelstudiums das Modul Medizingeschichte – als sei nichts gewesen. Zur Erinnerung: Die Uni-Leitung selbst hatte Ritzmann entlassen und Anzeige gegen unbekannt wegen Amtsgeheimnisverletzung erstattet. Wie die Ermittlungen der Staatsanwaltschaft ergaben, war Ritzmann die Informantin des *Tages-Anzeigers* in der sogenannten Mörgeli-Affäre, und Wolff war ihr Mitwisser. Während Ritzmann also – wie ihr ehemaliger Chef **Flurin Condrau** – in ein Strafverfahren verwickelt ist, das die Uni selbst anstrebt, wird sie von derselben Uni weiterbeschäftigt und -bezahlt. Der Einzige aus der ehemaligen Führungsriege des Medizinhistorischen Instituts, der nicht in ein Strafverfahren involviert ist, ist **Christoph Mörgeli**. Dennoch lehnt es die Uni ab, den kürzlich vom Verwaltungsgericht vollständig rehabilitierten Medizinhistoriker, SVP-Politiker und *Weltwoche*-Autor wieder anzustellen. Verstehe das, wer kann. (*gut*)

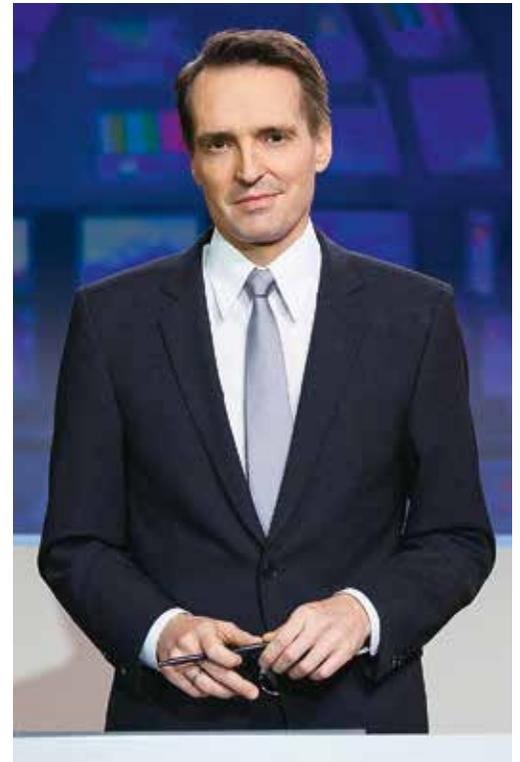
Die Asylpolitik von Bundesrätin **Simonetta Sommaruga** (SP) ist ein Problemsumpf. Die Verfahren dauern zu lange. Abgelehnte Asylbewerber bleiben trotzdem. Viele verweigern die Rückschaffung. Die Bleibequote ist hoch. In den Gemeinden explodieren die Sozialkosten, und vor allem fehlt es landesweit an Unterkünften. Letzterem will der Bund nun mit Zwangsrekrutierungen von Zivilschutzanlagen und Liegeplätzen in den Gemeinden beikommen. Mit anderen Worten: Die Gemeinden sollen gezwungen werden, in Notlagen ihre Zivilschutzanlagen zur Unterbringung von Asylsuchenden zur Verfügung zu stellen. Das Bundesamt für Bevölkerungsschutz hat am 14. Dezember, damals noch unter Bundesrat **Ueli Maurer** (SVP), eine entsprechende Änderung der Verordnung den Kantonen zur Konsultation vorgelegt – die Frist läuft aber bereits am 8. Januar ab. Und den Kantonen bleibt kaum Zeit, diese für Gemeinden einschneidende Neuregelung vertieft zu prüfen – weil bekanntlich über die Weihnachtstage auch die kantonalen Verwaltungen nicht Dienst schieben und das Personal im Urlaub weilt. So läuft der Bund nicht Gefahr, dass Kantone und Gemeinden Widerstand leisten gegen die Zwangsrekrutierung von Schlafstellen. (*hmo*)



*Als sei nichts gewesen:* Ritzmann.

Die polnische Ministerpräsidentin **Beata Szydlo** ist eine Reizfigur für das Schweizer Radio- und Fernsehen (SRF). In der «Tagesschau» vom 31. Dezember brandmarkte Sprecher **Florian Inhauser** das neue Mediengesetz in Polen, das es der Regierung erlaubt, die Chefs des öffentlichen Rundfunks zu ernennen (und zu entlassen). Dass das staatliche Medienunternehmen als «nationale Kulturinstitution» verankert werden soll, findet Inhauser «erstmal nur komisch», faktisch sei es aber «ein massiver Eingriff in die Unabhängigkeit der Sender». Die Schweizer Fernsehleute suchen den Splitter in fremden Augen und sehen den Balken im eigenen nicht: Gemäss Leitbild will auch der Schweizer Staatsmonopolist «kulturelle Werte vermitteln» und einen «unverzichtbaren Beitrag zum nationalen Zusammenhalt in der Schweiz» leisten. Zudem: Ohne beste Beziehungen zu Medienministerin **Doris Leuthard** (CVP) wird man auch in der Schweiz nicht SRG-Generaldirektor. Dass hierzulande noch ein Verwaltungsrat mit Parteifreunden dazwischengeschaltet wird, lässt die Sache zugegebenermassen etwas eleganter erscheinen als die polnische Variante. (*fsc*)

Erstaunliche Wissenslücken offenbarte FDP-Ständerat **Andrea Caroni** in einer Diskussion bei Tele Züri im Zusammenhang mit der Durchsetzungsinitiative der SVP, über die am 28. Februar abgestimmt wird. Caroni, immerhin Co-Präsident des bürgerlichen Nein-Komitees, behauptete, das Stimmvolk habe 2010 sowohl die Ausschaffungsinitiative als auch den Gegenvorschlag angenommen, aber der Ausschaffungsinitiative den Vorrang gegeben. Richtig ist jedoch, dass der Gegenvorschlag damals mit 54 Prozent der Stimmen abgelehnt wurde und in keinem einzigen Kanton eine Mehrheit fand. SVP-Nationalrat **Gregor Rutz** machte in der Diskussionsrunde sofort auf die Falschaussage seines Kontrahenten aufmerksam. Caroni ging aber ohne eine sichtliche Reaktion über seinen Fehler hinweg. (*are*)



«Eingriff in die Unabhängigkeit»: Inhauser.



Gefährliche Alltagssubstanzen: Sommaruga.

Die Zürcher Nationalrätin **Kathy Riklin** (CVP) ist für flächendeckende Grenzkontrollen! Allerdings nicht, wie man meinen könnte, um unliebsame Besucher und Scheinasylanten vom Land fernzuhalten (einen entsprechenden Vorstoss der SVP hat sie im Parlament nämlich abgelehnt). Riklin macht sich vielmehr Sorgen um die «900 Millionen Franken», die der «Bundeskasse entgehen», weil Schweizer für elf Milliarden Franken im Ausland einkaufen, «meist, ohne Mehrwertsteuer in der Schweiz zu bezahlen». Die Zollverwaltung solle «endlich handeln», fordert Riklin auf Twitter. (*fsc*)

Bundesrätin **Simonetta Sommaruga** (SP) will gefährliche Alltagssubstanzen aus dem Verkehr ziehen. Wie die Zeitung *20 Minuten* berichtet, hat sie das Bundesamt für Polizei (Fedpol) von Amtsdirektorin **Nicoletta della Valle** angewiesen, bis Ende 2016 zu analysieren, aus welchen Putzmitteln oder Kosmetika Sprengstoffe hergestellt werden können. Solche Stoffe sollen verboten werden. Ob die Justizministerin wohl bedacht hat, dass sich auch



Wissenslücken: Caroni.



«Keine herzhaft Pasta»: Johnson.



Verkneift sich Schokolade: Khan.

aus Wasserstoff und Sauerstoff sehr explosive Bomben basteln lassen? Ein Mineralwasser- verbot scheint vor diesem Hintergrund un- umgänglich. (fsc)

**Boris Johnson**, Bürgermeister von London, hat nie einen Hehl daraus gemacht, dass er den guten und vor allem leckeren Dingen des Lebens nicht abgeneigt ist. Deshalb sollte man seinen Neujahrsvorsatz nicht unterschätzen: Die nächsten dreissig Tage will er auf Kohlehydrate verzichten – und er zählte sie auch gleich lippenleckend auf: «Kein leckeres Brot, keine herzhaft Pasta, keine knusprigen Bratkartoffeln.» Der Verzicht dient einem guten Zweck: Wie andere Prominente lässt sich Johnson sponsern. Der Erlös kommt der angesehenen Kinderklinik Great Ormond Street Hospital zugute. **Sadiq Khan**, der Mann, der dieses Jahr für die Labour Party vom konservativen Johnson das Bürgermeisteramt erobern will, kann da nicht nachstehen. Er verkneift sich im Januar Schokolade. Ob das ein versteckt schweiz- feindlicher Akt ist? (ky)

## Nachruf



«Blood and death»: Musiker Kilmister.

**Ian Fraser «Lemmy» Kilmister (1945–2015)**— Er war Motörhead, und er spielte Rock'n'Roll. Respektive: Er war Rock'n'Roll. – Dass er für das Thema «Vergänglichkeit» ein gewisses Faible hatte, zeigt ein Blick auf seine Lyrics, hier eine kleine Kompilation:

«Death has put his mark on you / Bet you're scared of dying, scared of death / Death laughs in your face / Go, look into the face of death / Flying in the face of death / Fighting to the death / His mouth is death / Life is death / Your fate is death / Death is the life we are living / In all the years you spend between your birth and death / The stench of death is in the sky / Death in the stars / I have seen the death of worlds / The world desires our death / Lay back and dream, in the death machine / Baby, worse things than death around here / The words are like death / Eating the fear of death in your soul / Don't you worry, laughing, laughing, laughing, to our death / Death, confusion, love and blood / Sex, death, torture / Red death / Black death / Kiss of death / Killed by death / Sex and death, sex and death / Sick to death / I am death / I taste thy death / Here we are before the dawn, cold and black, death and scorn / No mercy, we fetch your death / Our touch is death / We are the killers, and all we bring is death to life / We hold rehearsal for your death / Give the people what they want, blood and death . . .»

In unseren zerstörten Gehörgängen lebt Lemmy fort. *Gion Mathias Cavelti*



Licht und Schatten: Bankier Vontobel.

**Hans Vontobel (1916–2016)**— In der Blütephase der Börse von 1982 bis 2001 genossen zwei Privatbanken in Zürich dank der beeindruckenden Persönlichkeit ihrer Patrons eine Sonderstellung: die Bank Julius Bär unter Hans J. Bär und die Bank Vontobel mit Hans Vontobel auf der Kommando- brücke. Nach Hans J. Bär im 2011 ist nun auch Hans Vontobel 99-jährig verstorben.

Eine Fähigkeit des asketisch wirkenden Herrn begründete den Aufstieg der Bank: Charmant, belesen und wortgewandt beherrschte er wie kein Zweiter das, was man heute «Reputation Management» nennt. Ob als Präsident der schweizerisch-deutschen Handelskammer, der Börse oder als Mitglied der Bankiervereinigung, aber auch als grosszügiger Mäzen – in der Beziehungspflegerie machte ihm niemand etwas vor. Vor allem in Deutschland war er besser vernetzt als die Bundesräte. Er kannte sie alle persönlich: Strauss, Kohl, die Industrie-Tycoons.

Doch auch im Leben von Hans Vontobel gab es Schatten. Selber hatte er unter seinem autoritären Vater gelitten, sein fähiger Sohn Hans-Dieter (der Martin Ebner in die Bank geholt hatte) hielt es nach einem (verkräftbaren) Debakel mit den Internetplattformen You und ThinkTools nicht mehr aus und verliess 2003 die Bank. Vontobels grösste Leistung zeigte sich in der seit 2007 anhaltenden Bankenkrise: Anders als die Privatbanken Bär oder Sarasin (und viele kleinere) vermochte er sein Institut im Familienbesitz zu halten. Gespannt wird man beobachten, wie seine Nachkommen die Zukunft der Bank gestalten werden. *Markus Gisler*

# Justiz in der Vertrauenskrise

Von Alex Baur und Morten Morland (Illustration) — Gegner der Durchsetzungsinitiative beschwören das Ende von Rechtsstaat und Demokratie herauf. Die Ausschaffungsvorlage dürfte tatsächlich zu Härtefällen führen. Die Volksbeschimpfung ist trotzdem verfehlt und lenkt vom wirklichen Problem ab.

Der Auftakt zum Abstimmungskampf erfolgte just über die frohen Weihnachtstage, doch die Kampfparolen zeugen von einer Verbissenheit, wie man sie in der Schweiz selten erlebt hat. Nicht weniger als vier Gegenkomitees machen bisher mobil, und ihre Parolen tönen gerade so, als stünde das Land vor dem Untergang: «Frontalangriff auf den Rechtsstaat» (SP), «Willkürstaat mit der Abrissbirne» (Amnesty International), «unschweizerisch» (FDP), «Handstand für den Anstand» (NGO-Komitee), «Deportationsinitiative» (*Bündner Tagblatt*), «Staatsstreich» (Andrea Caroni SR/FDP), «archaische Zwei-Klassen-Justiz» (NZZ), «Entrechtungsinitiative» (*Woz*), «Sargnagel der Bilateralen» (Tim Guldinmann, NR/SP).

Auch Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) liess mächtig Dampf ab: «Bundesverfassung sinnentleert», «Etikettenschwindel», «gegen die Menschenrechte» und ganz einfach «es Gstürm». Es gibt gar Stimmen, die im Hinblick auf eine – gemäss Meinungsumfragen offenbar realistische – Annahme der Vorlage die direkte Demokratie verdammen. «Die Mehrheit der Stimmenden hat nicht immer recht, wie ein Blick in die europäische Vergangenheit zeigt», wettete etwa der ehemalige Direktor des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements, Heinrich Koller, in der *Schweiz am Sonntag*, als hätten die Nazityrannei oder das Sowjetregime per Volksinitiative und Referendum regiert. Einem Kommentator der *Aargauer Zeitung* schwant «eine Diktatur der Mehrheit, eine Pöbelherrschaft».

## Die Phalanx duldet keine Abweichler

Hält man sich die Fakten vor Augen, muten die düsteren Alarmrufe etwas gar überspannt an. Am 28. November 2010 nahm der Souverän eine Initiative der SVP an, welche den Landesverweis für straffällige Ausländer zur Regel macht und wieder dem Strafrichter überträgt (wie dies früher schon einmal der Fall war). Umstritten war vor allem ein Automatismus bei schwereren Delikten und bei Sozialmissbrauch, der kein richterliches Ermessen mehr zulässt. Einen stark abgemilderten Gegenvorschlag des Bundesrates, welcher Ausnahmen für Härtefälle vorsah, lehnte der Souverän an der Urne klar ab.

Als Bundesrätin Sommaruga zwei Jahre nach dem Volksentscheid eine Gesetzesvorlage in die Vernehmlassung schickte, die weitgehend dem abgelehnten Gegenvorschlag entsprach, lancierte die SVP die nun zur Debatte stehende Durchsetzungsinitiative. Diese schreibt die

automatische Ausschaffung direkt in der Verfassung fest. Unter dem Druck des neuen Volksbegehrens beschloss der Nationalrat am 20. März 2014 doch noch ein hartes Ausschaffungsgesetz; im Gegenzug sollte die Durchsetzungsinitiative zurückgezogen werden. Doch der Ständerat machte den Kompromiss zunichte und fügte die Ermessensklausel wieder ins Gesetz ein – worauf die SVP an ihrem Volksbegehren festhielt, über das in zwei Monaten abgestimmt wird.

Strittig ist demnach vor allem eine Frage: Sollen Ausnahmen von einer harten Ausschaffungspraxis nach richterlichem Ermessen möglich sein – oder bleibt es beim Automatismus? Die Fronten sind klar: «Alle gegen die SVP», wie der *Tages-Anzeiger* titelte. Die Phalanx der Neinsager duldet keine Abweichler. Als sich etwa FDP-Nationalrat Hans-Ulrich Bigler vor Weihnachten als Befürworter der harten Linie outete, wurde er von seinen Parteikollegen derart gemassregelt, dass er sich mit einer öffentlichen Entschuldigung aus der Debatte zurückzog. Abweichler aus den Reihen der SVP, etwa der Berner Justizdirektor Christoph Neuhaus, können dagegen mit warmem Applaus rechnen. Dabei hatte eine satte Mehrheit der Nationalräte von FDP und CVP – unter ihnen auch die Präsidenten Philipp Müller und Christophe Darbellay – im Frühling 2014 noch für die harte Linie votiert, inklusive Automatismus, den sie heute als verfassungswidrig geisselt. Der bereits erwähnte Andrea Caroni enthielt sich damals der Stimme. Ganz so schlimm ist es offenbar doch nicht.

Wo die Kritiker recht haben: Der starre Ausschaffungsautomatismus steht quer in der schweizerischen Rechtstradition. Diese misst bei Straftaten dem individuellen Verschulden

## Wer von einer Diktatur der Mehrheit schwadroniert, macht sich lächerlich.

und den äusseren Umständen in der Regel ein grosses Gewicht bei und belässt dem Richter einen relativ grossen Ermessensspielraum. Der Zürcher Strafrechtler und Ständerat Daniel Jositsch (SP) vergleicht den Automatismus bildhaft mit einer Selbstschussanlage, die auch mal jemanden treffen kann, für den sie nicht gedacht war. So würde ein Kriminaltourist genau gleich behandelt wie ein Secondo, der hier aufgewachsen ist und sein Heimat-

land vielleicht nur vom Hörensagen kennt. Stossende Härtefälle wären damit absehbar.

Total fremd ist der Automatismus, den wir etwa bei Verkehrsdelikten kennen, unserem Recht allerdings nicht. Auch bei Trunkenheit am Steuer oder Tempooüberschreitungen gibt es starre Regeln, die keine Rücksicht auf die effektive Gefährdung und das Verschulden nehmen. Dabei kann der Verlust des Führerscheins beispielsweise einen Berufschaffeur oder einen Handwerker ähnlich hart treffen wie ein Landesverweis. Ab welchem Punkt eine Sanktion als unmenschlich hart empfunden wird, ist immer auch eine Frage der politischen und ideologischen Einstellung. Die Nulltoleranz («Vision Zero») auf der Strasse war keine SVP-Erfindung, für viele Linke kann man einen Raser gar nicht hart genug bestrafen. Die Rechten richten den Fokus eher auf kriminelle Zuwanderer.

## Sicherheit oder individuelle Rechte

Es ist auch nicht so, dass sich die harte Linie generell gegen die grossmehrheitlich gesetzestreuen Ausländer richtet (die sich selber ohnehin kaum mit ihren kriminellen Landsleuten solidarisieren). Gerade in jüngerer Zeit wurde zudem eine ganze Reihe von ähnlich starren und radikalen Strafnormen verabschiedet, ohne dass deshalb das Ende von Rechtsstaat und Demokratie heraufbeschworen worden wäre. Vielleicht lag es daran, dass die Vorlagen nicht von der SVP kamen.

Den Anfang machte die unwiderrufliche lebenslängliche Verwahrung, die 2004 von Volk und Ständen mit 56,2 Prozent Ja-Stimmen angenommen wurde. Den Ausschlag gaben mehrere Skandale um gefährliche Triebtäter, die wenige Jahre nach ihrer Verurteilung auf freien Fuss gekommen und rückfällig geworden waren. Die radikale Vorlage war ein deutliches Misstrauensvotum an die Adresse der Strafjustiz. Vier Jahre später setzte ein knapper Volksentscheid die Verjährung von Sexualdelikten gegen Minderjährige ausser Kraft. Im Mai 2014 schliesslich winkte der Souverän mit 63,5 Prozent Ja-Stimmen die sogenannte Pädophilen-Initiative durch, die nach einer Verurteilung wegen Sexualdelikten ein lebenslanges Berufsverbot zwingend vorschreibt, und zwar ohne Rücksicht auf das Verschulden.

In ihrer praktischen Anwendung sind diese drei Vorlagen mindestens so radikal und problematisch wie der automatische Landesverweis. So wurde die ewige Verwahrung bislang



Müder Hochmut.

in nur einem einzigen Fall ausgesprochen – weil sich praktisch alle namhaften Gerichtsgutachter weigern, eine lebenslängliche Gefährlichkeitsprognose zu erstellen.

Auch die Unverjährbarkeit bestimmter Sexualdelikte, die in eklatanter Weise gegen das Rückwirkungsverbot verstösst, wird kaum angewendet – weil es für die Verjährung von Verbrechen eben gute Gründe gibt (je mehr Zeit verstreicht, desto schwieriger wird es, ein vermutetes Delikt rechtsgenügend aufzuarbeiten, desto grösser ist die Gefahr einer Falschanschuldigung). Bei der Pädophilen-Vorlage ist es noch zu früh für ein Fazit, doch stossende Härtefälle sind auch hier programmiert.

Wie die automatische Ausschaffung krimineller Ausländer wurden die erwähnten Strafnormen mit dem Volksentscheid in der Verfassung verankert. Nun kann man in guten Treuen darüber streiten, ob und wie sich derart radikale Gesetze mit der ebenfalls in der Verfassung garantierten Verhältnismässigkeit vertragen. Letztlich kommt es darauf an, ob man die öffentliche Sicherheit oder die individuellen Rechte höher gewichtet – und das ist keine juristische, sondern eine politische Frage. Doch das Getöse um die einzig wahre Auslegung der Verfassung lenkt vom tieferliegenden Kernproblem ab: Die Radikalvorlagen zeugen von einem tiefen Misstrauen gegenüber der Justiz. Das ist allerdings alarmierend.

Während über 150 Jahren hat die Schweiz beste Erfahrungen gemacht mit der direkten Demokratie (in einzelnen Ständen ist das Initiativrecht älter als die Bundesverfassung von 1848). Die Volksentscheide fielen in der Regel gemässigt aus und erwiesen sich im Rückblick meistens als vernünftig. Die Volksherrschaft bescherte der Schweiz eine politische Stabilität und Rechtssicherheit, um die sie viele Länder beneiden. Selbst in den düstersten Phasen des 20. Jahrhunderts erwies sich das Land erstaunlich immun gegen totalitäre Herrschaftsmodelle, sowohl faschistische wie kommunistische. Wer von einer Diktatur der Mehrheit schwadroniert, macht sich lächerlich.

Dass nun aber plötzlich radikale Strafnormen beschlossen werden, die Justiz und Verwaltung kein Ermessen für den Einzelfall zubilligen, ist allerdings ungewöhnlich. Nur ist die vorsorgliche Volksbeschimpfung verfehlt. Die Hüter des Rechtsstaates täten gut daran, selbstkritisch darüber nachzudenken, warum ihnen eine Mehrheit der Bevölkerung nicht mehr traut. Das Misstrauen ist begründet.

1 — **Strafflosigkeit:** Dass Schweizer Richter ausgesprochen milde und täterfreundlich urteilen, lässt sich statistisch nachweisen: Die verhängten Strafen bewegen sich meist im unteren Bereich des gesetzlichen Rahmens, Höchststrafen sind extrem selten. Ersttäter können mit bedingten Warnstrafen rechnen, bei Kapitalverbrechen gehört eine Strafmilderung wegen ver-



Als stünde das Land vor dem Untergang: gegnerische Kampagne.

minderter Zurechnungsfähigkeit zum Standard. Mit der Strafgesetzbuchrevision wurden 2007 Haftstrafen von bis zu einem Jahr durch zumeist bedingte Bussen und gemeinnützige Arbeit ersetzt, klare Begriffe wie Zuchthaus oder Gefängnis durch verschleiernde Formulierungen wie Freiheitsentzug oder Tagessätze. Von Abschreckung und Vergeltung ist schon lange nicht mehr die Rede, alles dreht sich um die Resozialisierung und Therapie der Täter. Das natürliche Bedürfnis nach Sühne und Strafe scheint kein Thema mehr zu sein.

**2 — Kabinettsjustiz:** Der öffentliche Strafprozess, eine Errungenschaft der Aufklärung, wurde über Jahrzehnte schleichend durch Aktenverfahren ersetzt, die hinter verschlossenen Türen abgehandelt werden. Seit den neunziger Jahren wird das Öffentlichkeitsprinzip, zum Teil unter dem Vorwand des Opferschutzes, systematisch ausgehöhlt. Diese Tendenz wurde 2011 mit der revidierten Strafprozessordnung und den abgekürzten Geheimverfahren verschärft. Die summarischen Urteile sind zwar meistens noch einsehbar, doch kein Aussenstehender kann überprüfen, wie sie zustande gekommen sind. Die Justiz entzieht sich damit der einzigen Instanz, der sie zu Rechenschaft verpflichtet ist: der Öffentlichkeit.

**3 — Akademisierung:** Abgeschafft wurden 2011 auch die letzten Geschworenengerichte, die auf die Französische Revolution zurückgehen. Mit den Geschworenen wurde die Gerichtsbarkeit der Obrigkeit entrissen und dem Volk übertragen. Entgegen einem verbreiteten Vorurteil waren die von Juristen und Laien gemeinsam gefällten Urteile überdurchschnittlich solide. Eine Erhebung aus dem Kanton

Zürich zeigt, dass die Entscheide des Geschworenengerichtes in Lausanne viel seltener kassiert wurden als jene des Obergerichtes. Die Laien zwangen die Juristen zudem, ihre Urteile in einer sauberen und verständlichen Sprache zu begründen, und sie verschafften dem Gericht eine hohe Glaubwürdigkeit beim Volk, das sie gewählt hatte.

**4 — Gewaltentrennung:** Wie Grossbritannien verzichtet die Schweiz auf ein Verfassungsgericht, das politische Entscheide überprüfen

### Entscheidend ist, wer den gewiefteren Anwalt und den längeren Atem hat.

kann und damit das letzte Wort hat. Was von linker Seite gerne als Manko gerügt wird, lässt sich mit der Gewaltentrennung begründen: Man will keine politisierenden Richter; die Kontrolle der Politiker obliegt dem Volk, das via Referendum korrigierend eingreifen kann. Unter Berufung auf die angeblich übergeordnete Rechtspraxis der Gerichtshöfe in Strassburg und Luxemburg massen sich Schweizer Richter indes zusehends verfassungsrechtliche Kompetenzen an. Die Crux liegt bei den unscharfen Formulierungen internationaler Pakte und Vereinbarungen, die den Juristen einen grossen Ermessensspielraum einräumen. Die Richter und Rechtsgelehrten schreiben damit die Gesetze, nach denen sie urteilen, zusehends selber und übergehen das Parlament und den Souverän.

**5 — Bürokratisierung:** Der stetige Ausbau von Partei- und Verteidigerrechten sollte den Bürger theoretisch vor staatlicher Willkür

schützen. Tatsächlich wurden die Verfahren derart kompliziert und aufwendig, dass oft das Gegenteil resultierte. Einen ernsthaften Rechtsstreit können sich mitunter nur noch Millionäre leisten oder Armenengnössige und illegale Zuwanderer, die auf Kosten der Allgemeinheit prozessieren. Entscheidend ist, wer den gewiefteren Anwalt und den längeren Atem hat, Formalien sind oft wichtiger als der Inhalt, von Gerechtigkeit redet ohnehin schon lange keiner mehr. Ob ein Angeschuldigter nach einem langwierigen Strafprozess, der sich schnell einmal über ein halbes Jahrzehnt hinzieht, freigesprochen oder zu einer bedingten Busse verurteilt wird, ist oft völlig belanglos, weil das Verfahren an sich die Existenz des Verdächtigten längst ruiniert hat. Mit den überlangen Verfahrensdauern geht auch der Bezug zwischen Delikt und Strafe verloren.

Eine Justiz, die derart aus den Fugen geraten ist, darf sich nicht wundern, wenn das Volk ihr das Vertrauen entzieht. Die Panzertüren, Metalldetektoren und Wachmänner, hinter denen sich die Gerichte in den letzten Jahren verbunkert haben, stehen sinnbildlich für eine abgehobene Justiz, die den Bezug zur Realität und den Draht zum Volk verloren hat.

Vielleicht sollte man die Justiz wieder einmal an ihre Grundaufgabe erinnern: die Gewährung des Rechtsfriedens im Land. Entscheidend ist dabei nicht die einzig richtige Wahrheit, die es bekanntlich nicht gibt, sondern die Glaubwürdigkeit: Die Urteile müssen nachvollziehbar und überzeugend begründet sein. Statt sich an Idealen zu orientieren, die in Strassburg und Luxemburg im stillen Kämmerlein ausbaldowert wurden, täten die Richter gut daran, sich auf das Volk zu besinnen, in dessen Namen sie richten. Die Umerziehung der Rechtsunterworfenen zu europakompatiblen Untertanen ist nicht ihre Aufgabe.

Gerechterweise muss man den Richtern aber zubilligen: Die unseligen Reformen bei der Strafjustiz haben nicht sie, sondern Verwaltung, Regierung und Parlament zu verantworten. War die Ausschaffungsinitiative noch ein Misstrauensvotum gegen die Justiz, richtet sich die Durchsetzungsinitiative gegen das politische Establishment.

Weil die Politik den Volksentscheid nicht umsetzen mochte, wollen die Initianten das Ausführungsgesetz nun direkt in die Verfassung schreiben. Das ist ungewohnt und in der Systematik unschön, aber es ist ihr gutes Recht. Und es wäre beileibe nicht die einzige Kuriosität in der Schweizer Verfassung, die bis hin zu technischen Fragen der Verkehrsführung alle möglichen und unmöglichen Dinge regelt. Deswegen geht die Schweiz nicht unter. Der Aufschrei des Establishments erfolgt nicht aus ästhetischen Gründen. Es geht um Macht: Wer das letzte Wort hat, der entscheidet. Und das ist zurzeit immer noch das Volk. ○

# Die Schwächen der harten Linie

Von Alex Baur — Bei einer Annahme der Durchsetzungsinitiative würde der Landesverweis oft zur Hauptstrafe, Ausnahmen gäbe es nicht. Drakonische Härten wären unausweichlich.

Manchmal ist es hilfreich, ganz einfach das Gesetz zu lesen. Bei der Lektüre der im letzten März von den eidgenössischen Räten beschlossenen Umsetzung der Ausschaffungsvorlage stellt man mit Verwunderung fest: Das Parlament geht in einigen Punkten viel weiter, als es die Umsetzungsinitiative der SVP verlangt. Neben Kapitalverbrechen und Sozialmissbrauch erwähnt seine Vorlage ein ganzes Sammelsurium an Delikten, an die bei Annahme der Initiative kaum jemand dachte. So soll etwa des Landes verwiesen werden, wer wegen «Verstümmelung weiblicher Genitalien», «Gefährdung durch Kernenergie, Radioaktivität und ionisierende Strahlung», «Zwangsheirat oder erzwungener eingetragener Partnerschaft», «qualifizierter Störung des öffentlichen Verkehrs», «Leistungs- und Abgabebetrugs» oder «vorsätzlicher Gefährdung durch gentechnisch veränderte oder pathogene Organismen» verurteilt wird.

Anders als die ursprüngliche Vorlage von Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) lehnt sich die Umsetzung des Parlamentes keineswegs an den vom Volk abgelehnten Gegenvorschlag an. Es gibt nur einen Punkt, in dem die parlamentarische Version milder ist als jene der SVP und der Sommarugas Anliegen aufnimmt, nämlich im Absatz 2: «Das Gericht kann ausnahmsweise von einer Landesverweisung absehen, wenn diese für den Ausländer einen schweren persönlichen Härtefall bewirken würde und die öffentlichen Interessen an der Landesverweisung den privaten Interessen am Verbleib in der Schweiz nicht überwiegen. Dabei ist der besonderen Situation von Ausländern Rechnung zu tragen, die in der Schweiz geboren oder aufgewachsen sind.» Einzig an dieser Härtefallklausel nahm die SVP Anstoss, allein um diese geht es noch bei der Abstimmung.

Das Misstrauen der SVP kommt nicht von ungefähr, zeigt doch die Erfahrung, dass im juristischen Alltag die Ausnahme schnell einmal zur Regel wird. So hat die bedingte Strafe längst von der Wohltat für Reumütige zur Norm mutiert, auf die ein Ersttäter einen rechtlichen Anspruch hat und die bisweilen sogar Rückfälligen gewährt wird. Der Ausschluss der Härtefallklausel soll zudem verhindern, dass die Richter das geltende Schweizer Recht unter Berufung auf die Praxis der europäischen Gerichtshöfe aushebeln.

Doch wer den Härtefall ausschliesst, nimmt drakonische Härten billigend in Kauf. Der Landesverweis wird damit in vielen Fällen zur Hauptstrafe, die in einem krassen Missver-

hältnis zum Verschulden und zur eigentlichen Sanktion steht. Ein paar Beispiele:

1 — Ein seit vielen Jahren in der Schweiz praktizierender deutscher Chirurg wird wegen eines Kunstfehlers der schweren Körperverletzung für schuldig befunden, aufgrund eines geringen Verschuldens und fataler Umstände aber lediglich zu einer symbolischen Geldstrafe verurteilt. Der Landesverweis wäre bei diesem Tatbestand trotzdem zwingend.

2 — Eine feuchtfröhliche Studentenschar verschafft sich zu später Stunde in einem fremden Weinkeller Nachschub; während die Schweizer Rädelsführer mit einer bedingten Busse davonkommen, wird der ausländische Mitläufer ausgeschafft, obwohl er kurz vor dem Studienabschluss steht. Weil er einmal einen

## Die Erfahrung zeigt, dass im juristischen Alltag die Ausnahme schnell einmal zur Regel wird.

Strafbefehl wegen eines Verkehrsdeliktes nicht anfocht, gilt er als vorbestraft, bei Diebstahl in Verbindung mit Hausfriedensbruch kennt das Gesetz in diesem Fall kein Pardon.

3 — Ein Familienvater aus dem Kosovo hilft einem Verwandten gelegentlich aus; weil ihm der bürokratische Aufwand zu gross ist, dekla-

riert er den unregelmässigen Nebenverdienst nicht; ein Kollege verpfeift den Mann nach einem Streit, ein findiger Beamte rechnet aus, dass die Familie bei Berücksichtigung der Nebeneinkünfte knapp keinen Anspruch mehr auf Krankenkassenzulagen gehabt hätte; wegen Sozialmissbrauchs muss der Kosovare ausgewiesen werden, obwohl er zuvor 35 Jahre in der Schweiz klaglos gearbeitet hatte; seine Familie fällt in der Folge der Sozialhilfe anheim.

Natürlich hatte die Ausschaffungsinitiative nicht solche Fälle im Visier. Bei Körperverletzung denkt man an einen brutalen Schläger, bei Einbruchdiebstahl an Kriminaltouristen, bei Sozialmissbrauch an egoistische Schmarotzer. Die denkbaren Varianten stossender Sonderfälle sind indes zahllos.

Gesetze sind Schwarz auf Weiss geschrieben, doch das Leben ist bunt und unvorhersehbar. Deshalb gibt es Richter, die das Gesetz unter Berücksichtigung der Umstände und des individuellen Verschuldens in einem vorgegebenen Rahmen nach freiem Ermessen anwenden. Diesen Spielraum will die SVP-Initiative den Richtern nehmen. Für einen Secondo würde demnach exakt dasselbe Regime gelten wie für einen Neuzuwanderer.

Der Zürcher Rechtsprofessor und SVP-Nationalrat Hans-Ueli Vogt sorgte am Wochenende mit der Aussage, die Durchsetzungsinitiative könne auf Secondos nicht *tel quel* angewendet werden, für Verwirrung. Mag sein, dass die Richter in der Praxis Gnade vor Recht walten lassen. Gerade hier liegt aber ein unlösbarer Widerspruch: Weil sie den Richtern misstraut, setzt die SVP auf ein starres und hartes Gesetz – im Vertrauen darauf, dass dieselben Richter dieses im konkreten Fall nicht so hart anwenden und Vernunft walten lassen.



Warten auf die Ausschaffung: Flughafengefängnis in Kloten.

# Unfrohes neues Jahr

Von Wolfgang Koydl — In Köln machte ein tausendköpfiger Mob junger Araber in der Silvesternacht Jagd auf Frauen. Medien und Politik schwiegen tagelang zu den Vorfällen. Die Ereignisse sind ein Vorgeschmack darauf, auf welche Veränderungen sich die Deutschen gefasst machen müssen.

Deutschland, so wird es den Menschen bei unserem nördlichen Nachbarn seit Monaten eingebläut, verändere sich unter dem Eindruck der ungebrochenen Migrantenströme. Und die Deutschen selbst, so lautet der Ratschlag, täten gefälligst gut daran, sich möglichst gleich selbst mit zu verändern. Der selbsternannte Zukunftsforscher Matthias Horx verstieg sich schon zu der Behauptung, dass es in Deutschland «unintegrierbare Inländer» gebe.

Wie diese Veränderungen aussehen können, das konnten die Bewohner mehrerer deutscher Städte in der Silvesternacht am eigenen Leib miterleben. Während in München schwerbewaffnete Sonderkommandos der Polizei wegen einer Terrorwarnung die Kontrolle über den Hauptbahnhof übernahmen, war es in Köln ein Mob entfesselter jugendlicher Migranten, der den Platz zwischen Hauptbahnhof und Dom übernahm. Rund tausend überwiegend arabische junge Männer hatten sich verabredet, den Jahreswechsel im neuen Land auf ihre Weise zu begehen.

## «Völlig enthemmt und gewaltvoll»

Sie schossen zunächst Feuerwerkskörper und Böller in die Menge der Kölner, die zum Feiern auf den Domplatz geströmt waren. Dann machten sie – wie Zeugen berichteten – gezielt Jagd auf Frauen. Sie umringten sie, bedrängten sie, beschimpften sie als «Schlampen» und mit «Ficki-Ficki»-Rufen, begrapschten sie, rissen ihnen Kleidungsstücke vom Leib und raubten ihnen Handys, Handtaschen und Geldbörsen. In einem Fall sprach die Polizei von einer Vergewaltigung. Bisher sind knapp hundert Anzeigen eingegangen. Ähnliche Vorfälle gab es in der Nacht auf Neujahr auf der Reeperbahn in Hamburg und in Stuttgart.

Was sich in Köln abspielte, war beispiellos. Der gemeinhin zurückhaltende Chef der nordrhein-westfälischen Polizeigewerkschaft, Arnold Plickert, nannte die stark alkoholisierten Täter «völlig enthemmt und gewaltvoll». Ein Polizist mit 25 Dienstjahren schilderte den Terror in der Kölner Lokalzeitung *Express*: «Was die Frauen dort erlebt haben, waren Vergewaltigungen.» Zuerst hätten die Beamten versucht, den Platz zu räumen, gab er zu Protokoll. «Die jungen Männer haben kein Wort Deutsch verstanden, als wir sie aufforderten, den Platz zu verlassen. Wir mussten sie wegschubsen.»

Die massiven Übergriffe auf die Frauen wollte die Polizei allerdings nicht bemerkt haben – es sei zu dunkel gewesen, hiess es. Erst nach Mit-

ternacht seien die ersten Frauen auf die Polizisten zugelaufen, erklärte der Beamte: «Weinend und geschockt, schilderten sie, wie sie massiv sexuell belästigt worden seien. Wir hielten daher Ausschau nach Frauen in der Menge.» Es sei ihm gelungen, eine 20-Jährige aus der Menge zu retten: «Ich bekam sie zu packen», berichtete er. «Sie schrie und weinte. Man hatte ihr den Slip vom Körper gerissen.» Dann habe man ihr zwischen die Beine gefasst. «Ihre drei Freundinnen konnten wir nicht aus dem Pulk retten», schloss der Polizist seine Erzählung. «Denn wir wurden selbst mit Böllern beworfen.»

Die 28-jährige Katja L. berichtete von dem nackten Terror, den sie fühlte, als sie gemein-

sam mit zwei Freundinnen und einem Mann aus der Bahnhofshalle trat und sich einer Menge ausländischer Männer gegenüber sah. Diese bildeten ein Spalier, durch das ihre Gruppe laufen musste. «Plötzlich spürte ich eine Hand an meinem Po, dann an meinen Brüsten, schliesslich wurde ich überall begrapscht», berichtete die junge Frau. «Es war der Horror. Obwohl wir schrien und um uns schlugen, hörten die Typen nicht auf. Ich war verzweifelt und glaube, dass ich rund hundertmal auf den knapp 200 Metern angefasst wurde.»

Wenn sich tausend Männer ausländischer Herkunft zu einer gemeinsamen Straftat im Herzen einer deutschen Grosstadt verab-



«Kein Wort Deutsch verstanden»: Ausschreitungen auf dem Kölner Domplatz in der Silvesternacht.

reden können, dann ist das nahe am Zusammenbruch von Recht und Ordnung. Von einer «neuen Qualität» sprach denn auch Polizeigewerkschaftler Plickert. Es müsse ermittelt werden, wie es möglich gewesen sei, dass «diese tausend nach Köln gekommen sind und sich da getroffen haben».

Umso bemerkenswerter ist der Umstand, dass der grösste Teil der deutschen Medien drei volle Tage brauchte, um über die Geschehnisse zu berichten. Erst als immer mehr Berichte in sozialen Medien auftauchten, liessen sich die Vorgänge nicht länger verheimlichen. Die Politiker, die zuvor die Schüsse verurteilt hatten, die auf eine Asylantenunterkunft im Hessischen abgefeuert wurden, meldeten sich noch später zu Wort als die Journalisten. «Man stelle sich mal vor, dasselbe hätten deutsche Bürger mit Flüchtlingen angestellt», entrüstete sich eine Leserin auf der Website des Magazins *Focus*. «Da hätten sich [...] unsere Medien komplett überschlagen.»

Der Grund für die Zurückhaltung liegt wohl darin, dass es sich bei den Tätern aus-

schliesslich um Männer aus der arabischen Welt gehandelt haben dürfte, in der Mehrzahl vermutlich Flüchtlinge. Doch dieses Wort sucht man in den Zeitungs- und Fernsehberichten vergeblich. Die *Bild*-Zeitung, in Flüchtlingsfragen die verlässlichste Stütze der grossen Koalition in Berlin, versuchte anfangs sogar, den ganzen Vorfall zu einer Kriminal-Petitesse herunterzuspielen: «Die neuen Tricks der Diebesbanden», titelte das Massenblatt auf seiner Website. «*Bild* erklärt die Sex-Klau-Masche.» Die linke *Taz* verharrte gleich in ihrem Paralleluniversum. Ihr Thema: «Pegida-Aufmarsch: Slowake in Dresden verprügelt».

Andere versuchten sich an verschachtelten Umschreibungen. Aus Zeugenaussagen könne man schliessen, dass die Männer «dem Aussehen nach aus dem arabischen und nordafrikanischen Raum» stammten, teilte die Kölner Polizei mit. Flüchtlinge? Man solle keine voreiligen Schlüsse ziehen. Andererseits musste man dann doch einräumen, dass die paar Verdächtigen, die man geschnappt hatte, «kopierte Papiere dabei[hatten], Aufenthaltsbescheinigungen für Asylverfahren». Mit anderen Worten: Es waren Flüchtlinge.

Die ersten Stellungnahmen der Berliner Politiker spiegelten denn auch Panik wider angesichts des Umstandes, dass sich nun zu behaupten schien, worüber Kritiker der Willkommenskultur immer gewarnt hatten: Dass der unkontrollierte Zustrom von hundertausenden jungen Männern aus fremden und oft frauenfeindlichen Kulturkreisen massive Sicherheitsprobleme auslösen werde. Bundeskanzlerin und Vizekanzler schwiegen zunächst. Dann rief Angela Merkel Kölns Oberbürgermeisterin an und beklagte die «widerwärtigen» Übergriffe. Justizminister Heiko Maas, der bei vermuteten rechtsextre-

---

### Kritiker der Willkommenskultur hatten immer vor massiven Sicherheitsproblemen gewarnt.

---

men Umtrieben immer als einer der Ersten mit einem Kommentar zur Stelle ist, liess sich diesmal Zeit. «Feige und abscheulich» seien die Übergriffe gewesen, twitterte der SPD-Politiker schliesslich: «Offenbar eine völlig neue Dimension organisierter Kriminalität» – als ob die Russenmafia hinter der Randal steckte und keine von Testosteron und Vorurteilen befeuerten Jugendlichen.

Maas' Parteikollegin Manuela Schwesig, die das Familienministerium leitet, wich dem Kern der Sache ebenfalls geschickt aus, indem sie sich auf die Opfer konzentrierte: «Frauen sind kein Freiwild», verkündete sie. «Übergriffe auf Frauen – welcher Art auch immer – nehmen wir nicht hin.» So einfach kann das sein: Zwischen einem prügelnden Ehemann



«Männergewalt»: Grünen-Politikerin Roth.

und einem entfesselten Mob muslimischer Männer gibt es nach Schwesigs Verständnis offenbar keinen Unterschied. Schützenhilfe erhielt sie von der grünen nordrhein-westfälischen Emanzipationsministerin Barbara Steffens, die beklagte, dass Gewalt gegen Frauen in der Gesellschaft zu oft verharmlost werde. Die Integrationsbeauftragte der Bundesregierung, Aydan Özoguz, setzte ebenfalls eigene Prioritäten: «Diesen Frauen muss jetzt mit allen uns zur Verfügung stehenden Möglichkeiten geholfen werden.»

### Parallelen zum Tahrir-Platz

In diesem Chor durfte natürlich auch nicht die Grünen-Matriarchin Claudia Roth fehlen: «Es ist doch nicht so, dass wir jetzt sagen können, das ist typisch Nordafrika, das ist typisch Flüchtling», sprudelte sie in ein Rundfunkmikrofon. «Hier geht es um Männergewalt, und hier geht es um den Versuch, eine Situation – Silvesternacht – auszunutzen, als wäre die ein rechtsfreier Raum.» Dagegen ist einzuwenden, dass frustrierte männliche deutsche Fussballfans nach einem verlorenen Spiel nicht über wehrlose Frauen herfallen. Und dass es aus der arabischen Welt durchaus Vorbilder für die Nacht von Köln gibt: «Die Angriffe laufen stets nach dem gleichen Muster ab», heisst es in einem Augenzeugenbericht aus dem Jahr 2014. «Eine Frau wird von einem Mob von Männern umringt. [...] Sie reissen der Frau die Kleider vom Leib, begripschen sie, stecken ihr Hände und Gegenstände in die Körperöffnungen, vergewaltigen sie.» Die Schilderung bezieht sich auf Demonstrationen auf dem Tahrir-Platz in Kairo.

Wenn man sich neuerdings für ein freundliches Gesicht entschuldigen müsse, hat Bundeskanzlerin Merkel einmal gesagt, dann sei Deutschland nicht mehr ihr Land. Wenn die Deutschen weiterhin gute Miene zur rasanten Veränderung ihrer Heimat machen müssen, dann werden sie sich dem Kanzlerspruch auf ihre Weise anschliessen können: Dann ist es nicht mehr ihr Land. ○



# Im Dunkeln

Von Henryk M. Broder —  
In Köln beginnt das neue Jahr mit sexuellen Übergriffen.



Deutschland steht kopf. Ausgerechnet in Köln, der Metropole des rheinischen Frohsinns, der Toleranz und des friedlichen Zusammenlebens der Kulturen – «Jeder Jeck ist anders» –, ist etwas Unfassbares passiert. In der Neujahrsnacht wurden Dutzende von Frauen auf dem Bahnhofsvorplatz von Männergangs sexuell belästigt, bedrängt und ausgeraubt. Der Kölner Polizeipräsident sagt, Köln habe «Straftaten in einer völlig neuen Dimension» erlebt, die frischgewählte parteilose Kölner Oberbürgermeisterin erklärt, es könne nicht sein, dass Köln-Besucher Angst haben müssten, überfallen zu werden. «Wir können nicht tolerieren, dass hier ein rechtsfreier Raum entsteht.»

Aus Polizeikreisen verlautete, man habe über 140 Beamte aus der Stadt zum Bahnhof geholt, wo bereits siebzig Bundespolizisten vor Ort waren, unter ihnen «spezialisierte Einsatzkräfte, die versucht hätten, Reisende zu schützen und zu warnen». Allerdings: «Es habe sich um eine Menschenmenge im Dunkeln gehandelt, Straftaten seien für die Beamten kaum erkennbar gewesen.» Dabei gibt es in ganz Köln keinen Platz, der so intensiv ausgeleuchtet wird wie der Bahnhofsvorplatz gleich neben dem Dom. Noch seltsamer: «Der Polizei zufolge seien einige der Täter polizeibekannt und hätten schon seit Monaten immer wieder Partygänger auf den Kölner Amüsiermeilen bestohlen oder ausgeraubt.» Bestohlen und ausgeraubt zu werden, gehört in Köln offenbar zur Ausgehfolklore, neu ist nur, «dass sich diese Grüppchen Kleinkrimineller zusammenschliessen wie in der Silvesternacht», dergleichen habe es bislang nicht gegeben, so eine Polizeisprecherin. Auf die Frage, warum diese «polizeibekanntes Täter» sich frei bewegen dürfen und Partygänger ausrauben können, ging die Polizeisprecherin nicht ein. Auch der WDR bestätigte: «Die Art der Überfälle ist in Köln nicht neu. Seit Jahren registriert die Polizei in Ausgevierteln der Stadt Taschendiebstähle, die immer nach dem gleichen Muster ablaufen: Die Opfer werden umringt, umarmt, abgetastet und dabei bestohlen.» In der Silvesternacht sollten «sexuelle Übergriffe von Diebstählen ablenken».

Demnach war die Grabscherei nur Mittel zum Zweck. Und Köln ist kein rechtsfreier Raum, sondern praktizierte «Umfairteilung».

# Diagnose: Wohlstandsschizophren

Von Silvio Borner — Die Schweiz steht gut da. Noch. Doch mit einer Flut von gutgemeinten Wünschen und Massnahmen greifen wir die Marktwirtschaft und den Privatsektor an.

Gemäss einem Index des Weltwirtschaftsforums in Genf (WEF) zählen wir zu den wettbewerbsfähigsten Ländern, und laut der Uno sind wir Schweizer die glücklichsten Menschen auf dem Planeten. Trotzdem verspüre ich ein gewisses Unbehagen über unsere Zukunft. Berechtigterweise – oder sind es überspannte Befürchtungen eines Vertreters der «dismal science», als die die Ökonomie bekannt ist?

Die Wahlen 2015 mögen parteipolitisch eine Wende gebracht haben, aber eine bürgernähere und liberalere Gesetzgebung und Regulierung steht noch in den Sternen. Zudem erkenne ich eine weitverbreitete Wohlstandsschizophrenie: Wir haben wirtschaftlich fast alles erreicht und erliegen dem naiven Glauben, das werde immer so bleiben. Wachstum ist nicht mehr prioritär, sondern führt angeblich zu Dichtestress, Ungleichheit und ökologischem Untergang. Technologiefeindlichkeit ersetzt «schöpferische Zerstörung». Verzicht oder Suffizienz treten an die Stelle von Innovation und Effizienz. Aber wehe, wenn der Ausbau des Sozialstaates gebremst, der Wohnbau verdichtet oder die Subventionen für Bauern, den ÖV, Sportler oder gar die Kultur gekürzt werden sollen! Dann spricht man von Sozialabbau, Rentenklau, Landschaftszerstörung oder Verlust von Service public, ja sogar von wachsender Armut. Ein in der Schweiz reich gewordener Elsässer proklamiert in einem Migros-TV-Spot, dass jedes zehnte schweizerische Kind von Armut betroffen sei.

## Die Dogmen der Verzichtspropheten

Die Vorschläge für die Alterssicherung sind alles andere als nachhaltig, weil sie weder das Rentenalter antasten noch den Umwandlungssatz angemessen anpassen. Ins Gewicht – aber leider nur negativ – fallen ausschliesslich die 1 bis 1,5 zusätzlichen Prozentpunkte bei der Mehrwertsteuer und die wahnwitzige Rentenerhöhung bei der AHV. Für die Reduktion unseres CO<sub>2</sub>-Ausstosses um einen Zehntel eines Promillepunktes der weltweiten Emission riskieren wir unseren Wohlstand. Viele Städte haben einer zahlenmässigen Verkehrsberuhigung zugestimmt. Doch die Zahl der Autos steigt pro Jahr um 60 000 munter weiter, ebenso steigt die Zahl gefahrener Kilometer. Die Innenstädte entleeren sich dank «Autofreiheit», aber die Agglos ersticken im Stau. In Basel wollen Verzichtspropheten den Wohnraum auf 35 Qua-

dratmeter pro Person limitieren, aber gleichzeitig den sozialen Wohnungsbau massiv ausbauen, damit der ständig wachsende Bedarf an Wohnraum «bezahlbar» bleibt. Mit der Formularpflicht will der Bundesrat die Kostenmiete durchsetzen, indem auch beim Mieterwechsel die Marktanpassung unterbunden werden soll. Der Konsumentenschutz entwickelt sich zum grössten Feind der Konsumentensouveränität. Das neue Lebensmittelgesetz verursacht enorme Folgekosten im Gastgewerbe, die Swissness-Vorlage nützt einmal mehr (aber auch nur kurzfristig) nur der Landwirtschaft, vertreibt aber wichtige Hersteller im Food-Sektor.

Der ehemals liberale Arbeitsmarkt wird in Riesenschritten zubetoniert: durch Allgemeinverbindlichkeitserklärungen, durch eine Lohnpolizei gegen Diskriminierung und durch rigorose Kontrollen von Baustellen oder im Gastgewerbe. Ein (freisinniger) Bundesrat spricht offiziell von den «Scheinselbständigen», aber «Scheininvaliden» oder gar «Sozialschmarotzer» sind tabu. Und dies, obwohl eine halbstaatliche Sozialbürokratie de facto eine «bedingungslose Grundrente» geschaffen hat, die bei einer vierköpfigen Familie einem Bruttoeinkommen aus Erwerbstätigkeit von gegen 100 000 Franken entspricht.



Wir schreiben die 2000-Watt-Gesellschaft in kantonale Verfassungen, aber brauchen munter weiter 6000 Watt. Wir wollen auf effiziente Importe von fossilen Energieträgern verzichten, und die kantonalen Baudirektoren wollen uns vorschreiben, dass wir in zwanzig Jahren ohne Gas und Öl heizen. Linke Mieterverbände sind aus ideologischen Gründen für die Energiewende, aber die Mieten dürfen deswegen natürlich nicht steigen. Wir sollen unseren Konsum aus ökologischen Gründen einschränken, aber die Einkommen dürfen um keinen Rappen sinken. Jeder Landwirt kassiert jährlich etwa 50 000 Franken an staatlichen Beihilfen; davon leben in den ärmsten Ländern hundert Menschen ein ganzes Jahr. Die grösste Beschäftigungszunahme findet im und rund um den öffentlichen Sektor statt.

All das summiert sich und wird sichtbar bei der Arbeitsproduktivität, die – wie das Staatssekretariat für Wirtschaft kürzlich aufgezeigt hat – im internationalen Vergleich stark abgesackt ist. Die Wohlstandsdämmerung findet nicht nur in den Köpfen liberaler Ökonomen statt.

## Polen unter Aufsicht Brüssels?

Von Hansrudolf Kamer — Die EU-Kommission will das widerspenstige Polen disziplinieren. Trotz Profilierungsbedarf ist der Zeitpunkt für die Aktion schlecht gewählt.



Wieder einmal unternimmt die Europäische Union den Versuch, ein widerspenstiges Mitgliedsland auf Kurs zu bringen. Es geht um Polen, das sich Ende Oktober

erlaubt hatte, nach acht Jahren Herrschaft einer Mitte-links-Koalition der konservativen Partei «Recht und Gerechtigkeit» eine Mehrheit bei den Sejm-Wahlen zu geben. Diese kann allein regieren – zum ersten Mal in der postsowjetischen Ära.

Das war eine unstrittig demokratische Entscheidung. Doch das überzeugt nicht überall. Kurz vor Weihnachten ist ein Brief des Ersten Vizepräsidenten der EU-Kommission, Frans Timmermans, an den Aussen- und den Justizminister der neuen Regierung in Warschau publik geworden. Im Brief werden «zusätzliche Informationen» über die kurz vorher erfolgte Gesetzesänderung zum Umbau des Verfassungsgerichts verlangt.

Timmermans ist Niederländer und Sozialdemokrat und für das Rechtswesen zuständig – eine potente Mischung. Ein anderer Sozialdemokrat, Martin Schulz, der äusserst gesprächige Vorsitzende des EU-Parlaments, äusserte sich weniger zurückhaltend. In einem Interview tat er die Meinung kund, die Vorgänge in Polen trügen Staatsstreichcharakter. Der Luxemburger Jean Asselborn, er leitet den Rat der Aussenminister, rief «notfalls» gar nach Sanktionen. Man ahnt es – auch er ist Sozialdemokrat.

Am Wochenende nun machte Günther Oettinger, der deutsche Kommissar für die Medien und Nicht-Sozialdemokrat, die Drohung konkret: Man müsse den Rechtsstaatsmechanismus aktivieren und Polen «unter Aufsicht» stellen. Er werde das Mitte Januar beantragen. Schliesslich hat man den Mechanismus und sollte ihn auch einmal anwenden. Bisher geschah das nicht. Polen wäre das erste Opfer.

Das tönt alles härter, als es ist. Erst am Ende eines längeren Dialogs käme es allenfalls zu einem Verfahren wegen Verstosses gegen europäische Grundwerte. Sollte dieses für Polen ungnädig ausfallen, könnte es zum Entzug von Stimmrechten kommen. Dafür ist am Schluss aber Einstimmigkeit im Rat der Regierungschefs notwendig.

Das wird kaum geschehen. Der Kommission fehlt es an Durchschlagskraft, und der Rat hat keine Lust, sich mit dieser hochpolitischen Angelegenheit die Zeit zu vertreiben. Die EU kleidet viele ihrer kontroversen Vorhaben ins Kleid pseudojuridischer Argumentation. Sie bezeichnet sich selber gerne als Rechtsgemeinschaft, doch ist sie von diesem Ideal, wenn es denn wirklich eines ist, weit entfernt.

### Erinnerungen an Österreich

Man erinnert sich noch knapp an die berüchtigten Sanktionen der EU-Vierzehn gegen Österreich im Jahr 2000, als es zur Bildung einer Rechtskoalition zwischen ÖVP und FPÖ unter Wolfgang Schüssel als Bundeskanzler kam. Auch damals war die Speerspitze eine sozialdemokratische Intrige, inspiriert vom innenpolitischen Gegner SPÖ, unter gütiger Mithilfe des französischen Präsidenten Chirac. Schüssel hatte schliesslich auf der ganzen Linie Erfolg, und die EU-Sanktionäre, die Österreichs Selbstbestimmungsrecht einschränken und das Land ächten wollten, mussten klein beigeben.

Was Polen betrifft, so lässt sich die Sache schnell abhandeln. Polen ist eine lebhaftere Demokratie. Es wird mit harten Bandagen gekämpft. Auch die «Bürgerplattform» war in ihren acht Jahren Regierungszeit mit der Op-

position nicht immer zimperlich umgesprungen. Auch hat sie in dieser Zeit staatliche Institutionen mit ihren Anhängern besetzt, was auch in staatsnahen Medien zum Ausdruck kam. Skandale prägten die zweite Amtszeit. Nun galoppiert die Retourkutsche.

Die EU wäre gut beraten, sich nicht einzumischen. Sie hat genügend Probleme. Die Euro-Krise ist nicht bewältigt – im Gegenteil. In Portugal und Spanien ist nach den Wahlen der Reformkurs gefährdet, und Italien kritisiert die «Austeritätspolitik» der Deutschen immer heftiger. Die Umverteilung der Flüchtlinge auf die EU-Mitglieder ist vorerst gescheitert. Auch Schweden und Dänemark kontrollieren wieder ihre Grenzen. Das Schengen-System wankt.

Die Migration spielt auch eine wichtige Rolle bei der Diskussion über den Verbleib Britanniens in der EU. Premierminister Cameron hat bisher bei der letzten seiner vier Hauptforderungen für Reformen eine Abfuhr erhalten – bei der Beschränkung von Sozialleistungen für Einwanderer aus dem EU-Raum. Polen war bisher besonders aktiv in der Ablehnungsfront, weil die Britischen Inseln ein beliebtes Auswanderungsziel für Polen sind.

Nun aber hat die neue Regierung signalisiert, dass man darüber reden könne, wenn London im Gegenzug bereit wäre, sich für die Stationierung von Nato-Truppen in Polen einzusetzen. Dieses Anliegen ist aber für die Regierung Merkel ein rotes Tuch. Es wird am Gipfeltreffen der Allianz Anfang Juli in Warschau zur Sprache kommen. Bis dann wird die Erregung über die neuen polnischen Machthaber längst verraucht und im Strudel der andern europäischen Kontroversen untergegangen sein.



Retourkutsche: EU-Kommissar Oettinger (CDU).

## «Unmenschlich, undemokratisch»

Von Christoph Mörgeli

Vor über fünf Jahren haben Volk und Stände der Ausschaffung von schwerkriminellen Ausländern nach Verbüßung ihrer Strafe zugestimmt. Ein abgeschwächter Gegenvorschlag wurde vom Souverän abgelehnt. Doch was ist geschehen? Bundesrat und Parlament weigern sich bis heute, den Volksentscheid durchzusetzen. Stattdessen wollen sie ungefähr den verworfenen Gegenvorschlag durchdrücken. Darum sammelte die SVP Unterschriften für eine Durchsetzungsinitiative zur Respektierung des Volkswillens, die alle Unklarheiten beseitigt.

Diese Festtage wurden wir Zeugen des vom Bundesrat orchestrierten Protestgeheuls nebst Fehlgriff ins Rumpelarsenal seiner dumpfen argumentativen Waffen: Die Durchsetzungsinitiative bringe Probleme mit der EU – dabei verlangen auch das deutsche und das britische Gesetz die automatische Ausschaffung. Zudem sei diese «unmenschlich». Das ist nichts anderes als eine überwunden geglaubte Täterlogik inklusive Verachtung der Opfer. Unmenschlich handeln in Wirklichkeit ausschliesslich jene Kriminellen, die morden, vergewaltigen, einbrechen und so weiter.

Weiter hören wir, die Durchsetzungsinitiative sei «undemokratisch». Das Begehren «breche mit den Grundregeln der direkten Demokratie», meinte etwa Justizministerin Simonetta Sommaruga. Man traue den eigenen Ohren nicht. Genau jene Bundesrätin, die sich zusammen mit der Parlamentsmehrheit hartnäckig weigert, den zustimmenden direkt-demokratischen Volksentscheid von 52,3 Prozent und siebzehneinhalb Kantonen durchzusetzen, appelliert jetzt an die von ihr ausgehebelten Regeln der direkten Demokratie.

Gewissermassen das Sahnehäubchen der gegnerischen Argumente bildet das Wort «unverhältnismässig». Dabei hat das Volk längst entschieden. Und wenn das Volk schwerkriminelle Ausländer ausweisen will, dann ist das verhältnismässig – ob dies nun seinen Repräsentanten passt oder nicht. Unsere Bevölkerung hat diesbezüglich ein feineres Sensorium und lebt weniger abgeschirmt vor kriminellen Übergriffen als die *Classe politique*. Das gesunde Volksempfinden ist intakt. Unsere Bürgerinnen und Bürger wissen durchaus zwischen verhältnismässig und unverhältnismässig zu unterscheiden: Unverhältnismässig scheint ihnen, dass unsere Gefängnisplätze zu über neunzig Prozent von Ausländern und Neu-Eingebürgerten belegt werden.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Schrottplatz Schweiz

Von Peter Bodenmann — Alle Räder stehen still, wenn der Fotograf es will. Die Hoffnungen ruhen auf Schneider-Ammann.



Hand im Hosensack: Bundesrat 2016.

Der alte linke Fotograf Edouard Rieben liess den Bundesrat in einer Werkhalle posieren. Ausgerechnet vor Druck- und Bindemaschinen. Obwohl diese Branche – auch wegen des zu starken Frankens – leidet. Aufträge wandern ab. Ins Ausland und ins Netz. Löhne und Gewinne sinken. Arbeitsplätze verschwinden.

Fünf von sechs Stämpfli-Angestellten machen Fotopause. Einer von ihnen – natürlich der vitale Schwarze – flirtet mit der Rothaarigen. Die anderen schauen zu. Sehen die Rücken der Bundesräte, die sich längst vom Werkplatz abgewendet haben. SP inklusive.

Der Bundesrat ist nach rechts gerutscht. Walter Thurnherr hat auf Fotos immer eine Hand im Hosensack. Damit er alles unter Kontrolle hat. Und ihn niemand verdächtigt, als achter Bundesrat alle in den Sack stecken zu wollen. Obwohl in Bern so oder so die Beamten regieren.

Guy Parmelin war bisher ein Parastaatlicher. Gemeinsam mit der Familie seiner Schwester bewirtschaftet er 31 Hektaren. Sie bekamen pro Jahr 60 000 Franken Subventionen vom Bund. Und noch einmal so viel dank überhöhten Zöllen und Preisen. Bundesrat ist noch rentabler. Saat, Parastaat, Bauernsaat.

Sommaruga wollte mit dem «Gurten-Manifest» die Zuwanderung bremsen. Sie hätte – einmal an der Macht – zeigen müssen, wie das die rechte Sozialdemokratie anstellt. Fehl-anzeige. Jetzt ruht ihr Blick hoffnungsvoll auf

Schneider-Ammann, der von Kontingenten nichts wissen will. Aber immerhin küsst der Berner nicht so schlabbrig wie der Brüsseler.

Ueli Maurer lässt für 240 000 Franken alte Duro retrofitten. Die SP verschläft das Thema. Giezendanner ist angesichts dieser Geldverbrennung stocksauer auf Köppel, der Maurer deckt. Der neue Duro-Sparminister versteckt derweil die Hände auf dem Rücken.

Für Merkel gilt: Wir schaffen es. Sie formt ihre Hände jeweils zu einem Rhombus. Unser neuer Bundespräsident ist noch am Üben. Immerhin hat er mit dem Werkplatz ein Thema gefunden. Als einziger Bundesrat.

Grau in grau. Die Körperspannung ist weg. Doris Leuthard erinnert an eine Tante auf Abschiedsbesuch. Es ist ihr zweitletztes Jahr im Bundesrat. Die CVP hat ihre Schlüsselstellung selbstverschuldet verloren.

Der Neuenburger Burkhalter ist besorgt. Der staatsnahe Welsche wird nächstens unter das Friendly Fire aus dem Herrliberger Bunker geraten. Weil immer die andern schuld sein müssen. Freundliche Miene zum bösen Spiel.

Alain Berset folgt der alten Regel: Mische dich als Bundesrat nicht in andere Departemente ein. Damit man auch dich in Ruhe lässt. Diese Ruhe strahlt er aus. Alpeninitiative und zu starker Franken sind nicht seine Themen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

## Aus drei mach vier

Von Kurt W. Zimmermann — Der Streit zwischen Tamedia und Ringier ist stupid und unproduktiv. Ein Vorschlag zur Aussöhnung.

Den Eklat des Jahres setzte es am letzten 20. August. Ringier trat aus dem Schweizer Verlegerverband aus. Zwei Tage vorher waren an einer Verbandssitzung Tamedias Präsident Pietro Supino und Ringier-CEO Marc Walder heftig aneinandergeraten.

Der Streit ging um eine Geschäftsidee. Ringier gründete mit SRG und Swisscom ein Joint Venture, das künftig die gemeinsame Werbung von Online bis TV abwickeln soll. Seitdem ist Eiszeit zwischen den zwei führenden Medienanbietern.

Dass Tamedia und Ringier derart über Kreuz gerieten, ist eine der dümmsten und unnützlichsten Entwicklungen der jüngeren Mediengeschichte.

Denn Tamedia und Ringier sind Blutsverwandte. Sie haben eine fast identische Strategie.

Das grösste wie das zweitgrösste Medienhaus kauften sich zuletzt in eine Vielzahl von kommerziellen Internet-Plattformen ein, die thematisch von Autos über Immobilien und Stellen bis Kosmetik reichen. Sie dominieren nun diesen Markt. Auch bei digitalen News investierten sie kräftig und liegen mit den Online-Sites von *20 Minuten* und der *Blick-Gruppe* heute deutlich vorn. Beide sind auch im Ausland engagiert, von Dänemark bis Ungarn, wobei Ringier hier früher aktiv wurde.

Kurzum, sie sind diversifiziert und erfolgreich. Beide sind aus dem rückläufigen Schweizer Pressemarkt ausgebrochen und haben neue profitable Geschäftsfelder gefunden. Man kann beiden nur gratulieren, dass sie den Wandel von der alten Verlagsgesellschaft zum digitalen Unternehmen so gut hinbekommen haben.

Der Unterschied zum Rest der Branche ist gewaltig. Die Nächstgrösseren, NZZ-Gruppe, AZ Medien und Somedia, verdienen ihr Geld immer noch mit regionalen Blättern in Zürich, Luzern, St. Gallen, Chur und im Mittelland. Starke Handelsplattformen haben sie nicht, rentable News-Sites auch nicht, Auslandsgeschäfte erst recht nicht.

Es ist darum nicht nachvollziehbar, warum das Joint Venture von Ringier, SRG und Swisscom die beiden Klassenbesten derart gegeneinander aufbrachte. Man hätte auch erwarten können, dass Tamedia-Verleger Pietro Supino dem geistig verwandten Ringier-Kollegen Marc Walder zur originellen Idee gratuliert hätte.

Stattdessen setzte sich der innovative Supino mit den innovationsarmen regionalen Verlagshäusern ins gleiche Boot, um mit ihnen



*Symbolpolitik:* Tamedia-Verleger Supino.

gemeinsam gegen die neue Dreier-Konkurrenz zu kämpfen. Was hat er mit denen am Hut?

Die Erklärung ist einfach. Es geht um Symbolpolitik. Symbolpolitik nennt man heute Ordnungspolitik. Aus strikter ordnungspolitischer Sicht wäre es tatsächlich fragwürdig, wenn Staatsunternehmen gemeinsam mit Privatunternehmen den Markt verzerren könnten.

So steht es in den Büchern der Professoren. Die Realität ist profaner. Ein Markt wie der Medienmarkt, der sich in einem rasanten Wandel befindet, kann nicht mit politischen Prinzipien gestaltet werden. Man muss Neues andenken, auch neue Formen der Kooperation.

Es ist darum unsinnig, wenn sich die beiden besten Medienunternehmen nun befehlen, statt gemeinsam den Markt voranzubringen. Der Markt braucht Dynamik. Der Streit kann eine Blockade der gesamten Schweizer Medienwirtschaft auslösen, wenn überwundene Freund-Feind-Schemen zurückkehren.

Die Lösung des Problems ist allerdings einfach. Ringier, SRG und Swisscom sollten Tamedia als vierten Partner in ihre Werbeallianz aufnehmen. Es spielt keine Rolle, ob drei Partner je 33 Prozent oder vier Partner je 25 Prozent der Aktien halten.

Tamedia-Verleger Pietro Supino, so wie ich ihn kenne, ist ein Pragmatiker. Gut möglich, dass er das Angebot akzeptiert.

## Auf der Pirsch

Von Beatrice Schlag — Wie man vergeblich Partner sucht.

Ein gutaussehender Freund, Mitte vierzig und seit Jahren solo, flog in die Ferien nach Sydney. Da er sicher war, dort niemandem zu begegnen, den er kannte, tat er, was er sich zu Hause nie getraut hätte: Er buchte bei einem auf Singles spezialisierten Reiseveranstalter eine Busfahrt ins Innere des Landes. Als er in den Bus stieg, wurde ihm etwas schwindlig: Ausser ihm sassen nur Frauen da. Nicht eine schien unter sechzig. Er kam stinkvergnügt zurück. «Hahn im Korb zu sein, ist grossartig», sagte er, «selbst wenn man sich die Hennen etwas anders vorgestellt hat.»



«If you can't be with the one you love, love the one you're with», heisst es in einem Song der siebziger Jahre. Ein gutes Rezept, aber leider kein gut verbreitetes. Viele, die als Singles unglücklich sind, entwickeln eine Art Tunnelblick für Menschen, die in Frage kämen. Oder, viel schlimmer, ein Opferbewusstsein: Alle Menschen haben Partner, nur sie nicht. Vor allem Frauen erzählen Schauergeschichten von Partys und Geburtstagen, zu denen sie nicht mehr eingeladen werden, seit sie Singles sind. Es ist schlicht nicht wahr. Ausser, man flirtet jeden im Raum an, ob dessen Frau danebensteht oder nicht. Oder man lässt sein Unglück über das Alleinsein aus jeder Pore dampfen. Warum suchen Singles immer noch vorwiegend unter Freunden, am Arbeitsplatz oder im Fitnesscenter einen Partner, wie eben eine Parship-Umfrage ergab? Weil man jemand Neuen finden will, aber bitte in vertrauter Umgebung? Man kennt die doch alle. Dass das Internet als Kupplungsort mehr Enttäuschungen als freudige Überraschungen bringt, ist bekannt. Aber was hindert einen, sich woanders umzusehen? Schüchternheit, sagen viele. Klar, niemand will bedürftig wirken. Aber Schüchternheit ist auch ein freundliches Synonym für eine bestimmte Art von Faulheit. Die Hoffnung, vom Traumpartner gefunden zu werden, ohne sich zu rühren, wird ab einem gewissen Alter albern. Wer sich dennoch nicht rührt, hat vermutlich Gründe, über die sie oder er nicht nachdenken will. Zum Beispiel den, dass man von dem Freundeskreis, in dem man absurderweise nach einem Partner fahndet, ziemlich genau weiss, wie viele Paare einen beneiden, Single zu sein.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man einem Journalisten, der eine dumme Frage stellt, eine dumme Antwort geben?

*Werner Graf, Niederscherli*

Ich würde niemals behaupten, diese Frage sei mir zu dumm. Denn im Journalismus gilt: Es gibt keine dummen Fragen, nur dumme Antworten. *Alex Baur*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Die Substanz und der Mix sind grossartig und äusserst spannend.»

*Werner Gebauer*

### Grosses Kompliment

Nr. 52/53 – «Wir sind 2015»;  
Doppelnummer zum Jahresende

Ein grosses Kompliment an die Redaktion. Jeder Artikel ist superinteressant, aufklärend dokumentiert, ein wahrer Genuss! Alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verdienen ein grosses Lob für die bestimmt nicht einfache Gestaltung der *Weltwoche*, die das hohe Niveau nie verlieren darf! Ein gutes, erfolgreiches, neues Jahr!

*Beatrice Landert, Zollikerberg*

Vielleicht war es der Mangel an Tageszeitungen – jedenfalls lese ich selten alle Artikel in der *Weltwoche*. Die Substanz und der Mix sind diesmal grossartig und äusserst spannend. Top finde ich das Gespräch mit CVP-Politiker Gerhard Pfister. Sein Denken sollte Leitlinie für jegliches Handeln im Bundesrat sein!

*Werner Gebauer, Oberhasli*

Ich möchte Ihnen zu den diversen Interviews wie etwa jenem mit Walter Laqueur, aber ebenso einigen anderen ganz herzlich gratulieren! Das ist Journalismus vom Feinsten und kaum woanders zu lesen! Man wünscht sich, einige unserer Politiker und Staatsverantwortlichen würden das alles lesen und daraus ihre Lehren ziehen. Die Welt und insbesondere unser Land könnten vielleicht überlegter reagieren! Hoffentlich gelingen Ihnen weiterhin solche beispielhaften Ausgaben!

*Norbert Stoller, Kilchberg*

### Besseres verdient

Nr. 52/53 – «Ein Versuch, Angela Merkel zu verstehen»; Roger Köppel über die deutsche Kanzlerin

Ich bin sehr erstaunt über die Weichzeichnung von Angela Merkel. Diese Frau leidet an chronischer Selbstüberschätzung und hat jegliche Bodenhaftung verloren. Ihre erbärmliche Asylpolitik färbt gar auf ihre Gesichtszüge ab. Deutschland hat definitiv etwas Besseres verdient.

*Anita Vaucher, per E-Mail*

Frau Merkel hat einen ausserordentlichen Instinkt für die Macht. Sie ist berechnend und ehrgeizig. Gleichzeitig übt sie sich in Anpassung an Autoritäten. Beispiele: Sie liess sich in der Finanzkrise von der Deutschen Bank beraten. Wenn sie ihre gutverdeckten Schwächen nicht zeigen will, ist sie stur. Sie hat ein Talent zur Propaganda. Ihre bescheidene und abwartende Haltung wird von den ihr ergebenden Medien nicht als Inkompetenz, sondern als Um-



«Weichzeichnung»: Kanzlerin Merkel.

sicht verstanden. Machtbewusstsein, gepaart mit Unterwürfigkeit, ergibt eine perverse Mischung. Merkel scheint ihre Aggressivität nicht gegen sich selbst, sondern gegen die eigene Bevölkerung zu richten, der sie dienen sollte.

*Ingeborg Sperdin, Zürich*

### Churchill würde sich die Haare raufen

Nr. 52/53 – «Politischer Kitsch»; Interview mit dem Philosophen Rüdiger Safranski

Rüdiger Safranski bringt es auf den Punkt: Die wirkliche Stärke Europas im Machtgefüge der Welt liegt in seiner Vielfalt. «Europäisch ist, dass es viele Staaten, Staatsvölker, Sprachen und Kulturen gibt. Das ist der Reichtum. Es ist Verarmung, diese Vielfalt irgendwie auf einen gemeinsamen Nenner herunterzuziehen.»

Aber diese Vereinheitlichung ist ja gerade das erklärte Ziel der heutigen EU. Von der Gurke bis zum eigenwilligen Staat (Griechenland!) will die EU alles gleich ausrichten, auch wenn für dieses Ziel ein ganzes Volk leiden muss und verarmt und den Bürgern wohlhabender Länder unglaubliche Summen dafür abgerungen werden.

Winston Churchill würde sich die Haare raufen, wenn er noch erlebte, was die Politiker inzwischen aus seiner hehren, damals sinnvollen und nötigen Nachkriegsidee gemacht haben!

Es wird Zeit für den Rückbau der EU auf ein modernes, intelligentes und gut funktionie-

rendes Vertragssystem zwischen souveränen Staaten, absegnet von deren Bürgerinnen und Bürgern. Die selbsternannten Europapolitiker, die sich in den letzten Jahrzehnten Macht und Privilegien zugeschanzt haben, ohne dass das Volk mitbestimmen konnte, werden sich zugunsten ihrer Pfründe wehren. Die Europäer haben aber eine lange Tradition darin, solch undemokratische Herrschaften abzuschütteln. Auf einen raschen und friedlichen Übergang ist zu hoffen.

*Andreas M. Rickenbach, Zollikon*

Früher war Politik kompliziert. Es gab keine einfachen Rezepte. Da wurde abgewogen, hin und her gedacht, um vernünftige Lösungen gerungen. Immer musste das Ganze im Auge behalten, immer an die Zukunft gedacht werden. «Gouverner, c'est prévoir», hiess es damals.

Heute weiss jedes Kind, welche Meinung politisch korrekt ist. Niemand muss mehr selber denken. Tut es trotzdem jemand, höre ich gar nicht hin. Ich sage einfach nur das Zauberwort: Rassismus. Schon ist der andere erledigt. Ein Unmensch. Gibt er noch immer keine Ruhe, fasle ich noch etwas von Menschenrechten, Demokratie und Toleranz. Danach liegt jeder zerstört am Boden. Wenn ich dann so von oben auf die unwürdige Kreatur herabblicke, wird richtig offenkundig, wie unendlich gut und tolerant ich selber bin. Ein tolles Gefühl! Und erst der tosende Applaus von anderen moralisch sehr hochstehenden Menschen – da erlebe ich jedes Mal einen wahren Glücksrausch!

Wir kommen gut voran. Fast alle helfen schon mit. Nur eine kleine Gruppe Unbelehrbarer leistet noch Widerstand. Aber nicht mehr lange. Bald werden die Ewiggestrigen ausgerottet sein. Hurra! Der Nationalsozialismus ist tot. Es lebe der Internationalsozialismus!

*Martin Zwicky, Balgach*

### Unendlich wertvoll

Nr. 52/53 – «Liebe, hautnah»;  
Philipp Gut über den Islam

Mein Kompliment zur Jahresendausgabe der *Weltwoche*! Sehr lesenswert. Ein Detail ist mir aufgefallen: Philipp Gut fragt in seinem Kommentar «Liebe, hautnah»: «Leuchten die Lichter der Aufklärung denn nicht hell genug?» Die menschliche Vernunft, auf welche sich die Aufklärer berufen, bringt hie und da etwas Licht ins Dunkel, irrluchtert aber ebenso in Gefilden wie dem extremen Individualismus und dem Relativismus. Liebe lasse sich auch erleben, wenn die Kirche als Hauptprediger wegfallt, meint der Autor. Doch Liebe im biblischen Sinn meint eben nicht nur das wohlige Gefühl, das man im Kreis von «Familien und Freunden» erfährt. Jesus forderte dazu auf, seine Feinde zu lieben – dies erfor-

dert nicht ein Gefühl, sondern einen Entscheid. Ideen wie öffentliche Schulen, Spitäler und das Rote Kreuz waren klar christlich motiviert. Die Menschenrechte (und sogar die Aufklärung) gründen letztlich auf der Bibel: Jeder Mensch ist unendlich wertvoll, weil er nach dem Ebenbild Gottes geschaffen wurde (Genesis 1, 26). Wie sieht es damit in Kulturen aus, die nicht auf der jüdisch-christlichen Tradition beruhen?

*Stephan Lehmann-Maldonado, Bremgarten*

### Nur dank subventioniertem Strom

Nr. 52/53 – «Frieren statt duschen mit Doris»; Kolumne von Peter Bodenmann

Ihre Lieblingsthemen sind subventionierte Batterieautos und unsere zuverlässigen Kernkraftwerke. Sind Sie sich bewusst, welche Quantitäten an Rohstoffen und grauer Energie in Batterien stecken? Die Kosten für Batterien werden nur dank subventioniertem Strom aus Kohlekraftwerken, Hungerlöhnen in der Rohstoffgewinnung und dank der gezielten Plünderung der Rohstoffe unserer Erde auf Ihr Wunschniveau sinken. Was Sie zu unseren Kernkraftwerken regelmässig schreiben (Rostlauben, brandgefährlich et cetera), ist etwa so, wie wenn ich, ohne es zu kennen, behaupten würde, Ihr Hotel sei eine schlechtunterhaltene Bruchbude.

*Martin Steiger, Uster*

### Napoleons Blockadenkrieg

Nr. 52/53 – «Islam, Terror und Europa»; Essay von Thilo Sarrazin

Der Verfasser ist der Meinung, zur Bekämpfung des Terrorismus sei eine «Kontrolle aller grenzüberschreitenden Bewegungen» nötig. Aber gleichzeitig stellt er richtig fest, dass «die Kontrolle der Aussengrenzen des Schengen-Raumes» nicht funktioniere. Hier muss man ergänzen, dass sie gar nicht funktionieren kann, denn der Plan, das Migrantenproblem durch eine Kontrolle der EU-Aus-

sengrenzen mit Hilfe der Frontex-Behörde zu bewältigen, bringt Erinnerungen an vergleichbare Pläne ins Bewusstsein. 1806 entfesselte Napoleon durch die Kontinentalsperre einen wirtschaftlichen Blockadekrieg gegen England. Diese Sperrpolitik sollte das ganze europäische Festland umfassen. Die Grenze verlief von den Ostsee-Anrainerstaaten über die deutsche Nordseeküste, die Niederlande, Belgien, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, die Adriaküste bis Montenegro. Die EU-Aussengrenzen heute sind damit weitgehend identisch, Griechenland kommt noch hinzu. Napoleon ist mit dieser Politik grandios gescheitert, weil eine Kontrolle dieser langen Aussengrenzen gar nicht möglich war und die Grenzen durch Schmuggel unterlaufen wurden. Man muss heute die Erfindungsgabe der Schlepper in Rechnung stellen. Sie werden nicht nur die Orte wechseln, an denen sie ihre «Schmuggelware» an Land bringen, sondern dies auch an mehreren Orten gleichzeitig tun, um die Kontrollen auszuschalten.

Ein Riesenaufwand an Personal und Material und somit auch an Geld ist erforderlich. Nur geschichtsvergessene Narren können hoffen, alle Aussengrenzen der EU wirkungsvoll auf Dauer zu kontrollieren.

*Hermann Schubart, Marburg (D)*

### Auftrag der Wähler

Nr. 51 – «Politik und Promille im Bundeshaus»; Philipp Gut und Hubert Mooser über Parlamentarier

Warum wohl wurde Roger Köppel mit bisher schweizweit bestem Resultat in den Nationalrat gewählt? Weil im Volk der Unmut über das, was in Bern geleistet wurde, gross ist. Und wenn nun schon in der *Weltwoche* während Köppels erster Session in einem Artikel («Politik und Promille im Bundeshaus») der in Bern herrschende Polit-Betrieb aufs Korn genommen wird, dann entspricht dies ganz dem Auftrag seiner Wähler. Gleiches erwarten wir von der *Weltwoche* auch zu vielen anderen Themen, die dem Volk schon lange unter den Nägeln brennen. Also weiter so, Roger Köppel und *Weltwoche*! Wie heisst es doch im Sprichwort: «Wenn man dem Hund auf den Schwanz tritt, dann bellt er!»

*Karl Bischofberger, Küsnacht ZH*

### Korrigenda

In der Ausgabe Nr. 52/53 vom 23. Dezember 2015 kam es zu folgenden Fehlern, für die wir um Entschuldigung bitten. Auf dem Bild im Inhaltsverzeichnis auf Seite 10 ist nicht wie angegeben der Historiker Walter Laqueur zu sehen, sondern der Kunsthändler Eberhard W. Kornfeld, den wir auf der Titelseite fälschlicherweise Eduard Kornfeld nannten.

*Die Redaktion*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



Verkörperung der Ur-Natur: Wölfe des Calanda-Rudels.

# Wenn der Wolf um den Hof schleicht

Städtische Romantiker verehren das Raubtier. Bauern in Bergregionen, die mit den Wölfen leben müssen, fühlen sich bedroht. Wirklich gefährlich wird der Wolf erst im Verbund mit den Bürokraten.  
*Von Philipp Gut, Alex Reichmuth und Martin Mischkulnig (Bilder)*

Der Wolf – Inbegriff des urwüchsigen Wildtiers – bleibt für die meisten Bewohner der Schweiz etwas Exotisches und Fernes, irgendwo versteckt und verborgen weit oben in den Felsklüften der Alpen. Zwar streifen einzelne Exemplare manchmal bis ins Flachland hinunter: In Schlieren bei Zürich geriet vor ein- einhalb Jahren ein Jungtier unter den Zug. Aber in Kontakt mit wilden Wölfen kommen die wenigsten von uns. Dem Wolf haftet etwas Mythisches an, man kennt ihn eher aus Märchen, Filmen und Abenteuergeschichten (siehe Artikel Seite 32). Stadtbewohner und Untertländer neigen deshalb dazu, ihn als Verkörperung der – positiv besetzten – Ur-Natur zu sehen. Die Rückeroberung des schweizerischen Lebensraums wird von Staat und Öffentlichkeit weitgehend begrüsst und sogar gefördert. Willkommen, du gutes Tier!

Die Konflikte und Probleme, welche die Wölfe in der dichtbesiedelten Schweiz verur-

sachen, bleiben allerdings unterbelichtet. Kritische Stimmen – sie kommen vor allem aus den Bergregionen – werden als hinterwäldlerisch bis egoistisch abgetan. «Ihr bekommt ja schon genug Subventionen», heisst es sinngemäss. «Also klagt nicht über den Verlust von ein paar Schafen oder Ziegen!»

Doch ist es so einfach? Können die Wölfe – zu Dutzenden oder gar Hunderten – problemlos neben Mensch und Vieh leben? Oder ist nicht zwangsläufig mit zunehmenden Attacken zu rechnen? Sind Schafe, Ziegen, Kühe, ja Kinder überhaupt noch sicher?

Wir haben mit Fachleuten und Betroffenen gesprochen – und uns auf die Spuren der Schweizer Wölfe gemacht. Schon bald merken wir: Das Raubtier ist näher, als man denkt. Nur wenige Kilometer von der Autobahnstrecke Zürich–Chur entfernt werden wir fündig: im Taminatal, wo die berühmte Thermalquelle der Kurorte Bad Ragaz, Pfäfers

und Valens sprudelt. Die enge Talschaft im Sankt Galler Oberland umfasst mehrere kleine Dörfer und Weiler mit insgesamt etwa 1500 Bewohnern. Hinten im Tal, gut 900 Meter über Meer, liegt Vasön, das zur politischen Gemeinde Pfäfers gehört. Hier – aber auch in den anderen Siedlungen der Gegend – ist der Wolf ein oft gesehener Gast.

Erika Kühne hat mit ihrer Handykamera ein Bild geschossen, das durch die Presse ging: Ein ganzes Rudel von Wölfen marschiert in Einerkolonne über ihr Grundstück in Dorfnähe. Wir treffen die Bergbäuerin und ihren Mann Emil zum Gespräch am Küchentisch. An der Wand hängen weitere Schnappschüsse: Eine der Aufnahmen von Mitte November 2015 zeigt, wie ein Wolf über die Wiese vor dem Haus läuft, perfekt getarnt im gelben Gras.

Neben den Kühnes geben Auskunft: ihr Namensvetter Bonifaz, der eine Alp mit 1200 Hektaren, 900 Schafen und 140 Rindern be-

sitzt, der Alppächter Jakob Roth und die Bäuerin und Äplerin Rita Gort. Die Erfahrungen dieser Direktbetroffenen unterscheiden sich vom Bild, das Behörden, Medien und Tierschützer oft aus Distanz zeichnen.

Nach offizieller Darstellung etwa wagen sich die Raubtiere kaum in Siedlungsnähe. Ihre Menschenscheu sei zu gross. Doch im vergangenen März hätten sich zwei Wölfe geschlagene zwei Stunden lang um ihren Hof herumgetrieben, erzählt Erika Kühne – ohne Anzeichen von Furcht. Fotografien und Videos bestätigen die Aussagen. Und Bonifaz Kühne – diesen Nachnamen tragen hier viele – begegnete vor zwei Wochen sogar einem Wolf beim Feuerwehrdepot im Dorf. Er sei dann den ganzen Tag über immer wieder gesehen worden. Wo bleibt da der angebliche instinktive Abstand zu den Menschen? Offenbar gewöhnen sich die Tiere rascher an den besiedelten Lebensraum als angenommen. Es bleibe nur eine Frage der Zeit, bis ein Wolf in die Kälberboxen eindringe.

Jakob, genannt Köbi, Roth – blonder Bart, graues Sennenhemd, kräftige Statur – ist Ausendienstmitarbeiter und nebenbei Pächter der Alp Heubödeli, die sich von 1500 auf 2400 Meter über Meer streckt. Mit dem Feldstecher blicken wir von der gegenüberliegenden Talseite auf die steile Grasflanke hinüber. Im Sommer weiden dort oben die Geissen. Sieben Stück seiner Herde habe der Wolf schon gerissen, sagt Roth, sechs davon wurden offiziell als Wolfsopfer bestätigt. Auf seinen Dienstreisen vom Bodensee bis nach Bern höre er oft den Satz: «Also bitte, was ist das schon!» Roth kontert: «Wenn du keinen Kontakt hast mit dem Raubtier, dann ist es natürlich auch kein Problem.»

### Gut versus Böse

Tatsächlich spaltet die emotionsträchtige Wolfsfrage das Land: Der gute steht gegen den bösen Wolf. Diese Unterscheidung macht im Prinzip auch die eidgenössische Jagdverordnung: Sie gaukelt eine Lösung vor, die minutiös unterscheidet zwischen Wölfen, die abgeschossen werden dürfen, und solchen, die schützenswert bleiben. Die Definition, was ein «Problemwolf» ist, stellt eine eigentliche bürokratische Perle dar: Ein Wolf muss, damit er untragbar wird, mindestens 35 Nutztiere innerhalb von genau vier Monaten töten. Oder, alternativ, mindestens 25 Nutztiere innerhalb nur eines Monats. Ein Problemwolf ist gemäss Verordnung auch einer, der mindestens fünfzehn Nutztiere tötet, «nachdem im Vorjahr bereits Schäden durch Wölfe zu verzeichnen waren». Erschwerend bei der Erfassung kommt hinzu, dass Nutztiere nicht mitgezählt werden dürfen, die in Gebieten getötet werden, wo «trotz früherer Schäden durch Wölfe keine zumutbaren Schutzmassnahmen ergriffen worden sind».

Seit Mitte letzten Jahres ist es sogar noch komplizierter geworden: Weil in der Schweiz nun auch ganze Wolfsrudel auftreten, haben die Behörden die Jagdverordnung durch einen speziellen Artikel ergänzt. Ein Abschuss von Wölfen aus einem Rudel, besagt dieser, ist erstens nur zulässig in einem Jahr, in dem sich das Rudel erfolgreich fortgepflanzt hat. Zweitens darf nur eine solche Anzahl Tiere erlegt werden, «welche die Hälfte der im betreffenden Jahr geborenen Jungtiere nicht übersteigt». Drittens sind bei Schäden Abschüsse

### Was in den Berner Amtsstuben erdacht worden ist, funktioniert am Berg nur bedingt.

nur dann erlaubt, «wenn im Streifgebiet eines Wolfsrudels, das sich erfolgreich fortgepflanzt hat, innerhalb von vier Monaten mindestens 15 Nutztiere getötet worden sind».

Wer soll angesichts dieser Fülle an ausgeklügelten Vorschriften und Bedingungen überhaupt noch den Durchblick behalten? Als ob Wildhüter und Jäger jeden einzelnen Wolf rund um die Uhr beobachteten, immer sofort wüssten, welche Rudel sich wie stark fortpflanzen, und jedes gerissene Schaf problemlos einem bestimmten Wolf zuordnen könn-

ten. In der Praxis kommt es deshalb kaum zu Abschüssen, auch wenn sich die Wölfe in Siedlungsnähe herumtreiben und erheblichen Schaden anrichten.

Auch bei den geforderten Schutzmassnahmen stossen die Äpler an ihre Grenzen, wie das Beispiel von Bonifaz Kühne illustriert. Typisch für die alpinen Schaf- und Ziegenherden ist, dass diese sich meist frei auf grossen Flächen bewegen. Die 1200 Hektaren umfassende Alp von «Fazi» Kühne liesse sich mit vernünftigem Aufwand kaum einzäunen. Kommt hinzu: Das Gelände ist dafür zu steil und zu steinig. Fazit: Was in den Berner Amtsstuben erdacht worden ist, funktioniert am Berg nur bedingt. Ein einziger Wolf könnte Dutzende von Kühnes Schafen und Ziegen reissen, ohne dass er zum Abschuss freigegeben würde – Paragrafen nicht erfüllt.

### Angriff auf Kalb und Mutterkuh

Dennoch stossen die praktischen Erfahrungen der Betroffenen meist auf taube Ohren. «Wenn wir Kritik an der offiziellen Wolfspolitik üben, werden wir rasch als Bauerntölpel hingestellt», sagt Rita Gort. Auch sie hat indes auf Alp Maton etwas erlebt, was es aus Behörden-sicht eigentlich nicht gibt: Im letzten Herbst wurde sie Zeugin, wie ein Wolf ein frischgeborenes Kälbchen attackierte. Er floh erst, als sie



«Ständige Bedrohung»: Emil Kühne, Rita Gort.



Sieben seiner Geissen wurden gerissen: Jakob Roth.



Wolfsbegegnung im Dorf: Bonifaz Kühne.



Tägliche Herdekontrollen: Emil und Erika Kühne.

sich dem bereits toten Tier näherte. Doch nicht nur das Junge wurde angegriffen, sondern auch die Mutterkuh. Der Wolf riss ihr die hinteren Zitzen ab. Angriffe auf Rinder oder gar ausgewachsene Kühe gelten als selten.

Der Vorfall von Mitte Oktober löste denn auch einiges aus – allerdings nur im Moment. Jetzt müsse man handeln, hiess es damals allenthalben. Doch geschehen sei nichts.

Die Bilder solcher Attacken sind drastisch: zerfetzte Tiere, herausgerissene Gedärme, blutüberströmte Kadaver. Manch einen Städter, der die Wiederbesiedlung des Alpenraums durch Wölfe sympathisch findet, mag das verstören. Denn ein solcher Anblick macht klar, dass die Natur kein Hort der Sanftheit ist und der Wolf nicht einfach ein edles Wildtier, sondern eben auch ein brutaler Räuber. Manche seiner Anhänger scheuen sich vor dieser Tatsache und flüchten sich in abstrakte Formulierungen. «Der Wolf zwingt die Tierhalter [...] zum Umdenken und leistet so einen Beitrag zu einer nachhaltigeren Schafhaltung», schreibt etwa der WWF. «Das Konzept Wolf [des Bundes, Anm. der Red.] regelt den Umgang mit dem grossen Beutegreifer bei Konflikten mit der Nutztierhaltung», hält Pro Natura fest – als ob diese Konflikte durch Reglemente und «Konzepte» zu lösen wären.

### Dramatische Szenen

Fakt ist das Gegenteil: Die Bemühungen, den Wolf zu schützen, führen oft nicht zu mehr, sondern zu weniger Tierschutz. Von einer «nachhaltigeren Schafhaltung», wie sie der WWF dem Wolf aufs Pluskonto schreibt, kann keine Rede sein. Ein diesbezügliches Muster liefert Bonifaz Kühne: Die Behörden erteilten ihm eine Sonderbewilligung für einen Stall, der eigentlich nicht tierschutzkonform wäre. Weitere Beispiele: Bisher waren die Tiere auf der Alp frei, heute müssen sie nachts vielerorts eingepfercht werden. Auch mit dem freien Auslauf – sonst eine Lieblingsforderung der Tierschützer – ist es vorbei: Die Vorschriften verlangen elektrische Zäune.

Sicher sind die Herden deswegen aber nicht. Bricht ein Wolf ins Gehege ein, kommt es oft zu besonders dramatischen Szenen. So geschehen im benachbarten Weisstannental: Dort trieb ein Wolf eine Schafherde so lange vor sich her, bis die gehetzten und verängstigten Tiere gegen den Zaun sprangen.

Geht es um den Wolf, scheint man fast alles in Kauf zu nehmen. Vorteil Räuber. Der Staat lässt sich das einiges kosten. Dem Bundesamt für Umwelt (Bafu) entstehen jährliche Kosten von rund 3,5 Millionen Franken. Der weitaus grösste Teil davon, 2,9 Millionen, wird für Herdenschutz ausgegeben. Dabei fliesst etwa die Hälfte als Subventionen an Bauern und Herdenbesitzer für Schutzmassnahmen wie Zäune oder Herdenhunde. Der Rest wird für Beratung von kantonalen Instanzen und



Gerissene Geiss: Tatort Alp Heubödéli.

Bauern eingesetzt. Für die Entschädigung von Herdenbesitzern bei Wolfsriss wendet das Bafu etwa 120 000 Franken pro Jahr auf. Die Beobachtung und Erfassung von Wölfen (Wolfsmonitoring) schlägt mit rund 350 000 Franken zu Buche. Zudem fallen etwa 180 000 Franken an Lohnkosten für Bafu-Mitarbeiter an, die mit Wölfen befasst sind (derzeit 120 Stellenprozent). Auch das Bundesamt für Landwirtschaft beschäftigt sich mit den Wölfen, im Zusammenhang mit Direktzahlungen an Herdenbesitzer.

Zudem fallen bei den betroffenen Kantonen Kosten an, etwa für die Ausarbeitung von Wolfskonzepten und die Planung von Herdenschutz. Weiter entsteht kantonalen Wildhütern teils ein beachtlicher Aufwand in Bezug auf die Beobachtung von Wölfen und die Interventionen bei Wolfsrissen. Schliesslich übernehmen die Kantone jene zwanzig Pro-

### Die Bemühungen, den Wolf zu schützen, führen oft nicht zu mehr, sondern zu weniger Tierschutz.

zent der Wolfsschäden, die nicht durch den Bund gedeckt sind.

Im Kanton Bern beispielsweise kostet die Herdenschutzplanung etwa 50 000 Franken pro Jahr, wobei der Bund 20 000 Franken übernimmt; dem Kanton bleiben also 30 000 Franken – nur für diese Massnahme. Graubünden weist für 2014 rund 2000 Arbeitsstunden von kantonalen Mitarbeitern im Zusammenhang mit Wölfen aus, was Kosten von 163 000 Franken entspricht. Wie der bündnerische Jagdinspektor Georg Brosi mitteilt, liege der Aufwand für 2015 «noch deutlich höher».

Die jährlichen Kosten dürften pro Kanton also zwischen einigen zehntausend und mehreren hunderttausend Franken betragen. Geht man von einem Totalbetrag der Kantone von einer Million Franken aus, summieren sich die staatlichen Ausgaben mit denen des Bundes auf rund 4,5 Millionen. Derzeit leben nach offiziellen Angaben etwa 25 bis 30 Wölfe in der

Schweiz. Jedes dieser Tiere kostet den Steuerzahler also bis zu 180 000 Franken pro Jahr. Das entspricht etwa den Bruttolohnkosten eines akademisch gebildeten Staatsangestellten. Staatlicher und privater Aufwand zusammen genommen, dürfte jeder Schweizer Wolf mehrere hunderttausend Franken pro Jahr verschlingen. Ein stolzer Betrag für ein Wildtier.

Reinhard Schnidrig, Leiter der Sektion Wildtiere und Waldbiodiversität beim Bundesamt für Umwelt, rechtfertigt die hohen Kosten. «Am meisten Aufwand leisten müssen die Kantone wohl dann, wenn sie einen Wolf abzuschliessen versuchen», wendet er ein. Indirekt bestätigt er damit allerdings, wie dicht der Dschungel an Vorschriften und Verordnungen geworden ist.

### Wunden bleiben

Aus Sicht der Betroffenen ist das Finanzielle nicht die Hauptsache. Auch wenn man für die Verluste an Vieh teilweise entschädigt werde: Die emotionalen Wunden bleiben, wenn man seine «Liselotte» im Blut liegen sehe, sagt Rita Gort. Es bleibe ein Gefühl ständiger Unsicherheit und Bedrohung. Zudem müsse man den Arbeitsaufwand bedenken, der dabei anfällt, die Weiden einzuzäunen oder die Tiere nachts einzupferchen. «Wir müssen jetzt täglich die Herden kontrollieren», sagt Emil Kühne. Das brauche Zeit.

Ähnliches gilt für die Herdenhunde. Pro Saison müssen Tausende von Tonnen an Futter eingeflogen werden. Das geht ins Geld. Überdies würden die offiziell zugelassenen Herdenhunde ihren Dienst nur am Tag versehen. Bei Wolfsangriffen in der Nacht seien sie überfordert. Ein zusätzliches Problem gebe es im Winter: Niemand sei bereit, die Hunde bei sich aufzunehmen, da sie beim geringsten Geräusch ohrenbetäubend bellen. Einen Herdenhund kann man nicht auf Stand-by schalten.

Die Äpler stossen an Grenzen. Für viele lohne sich der Einsatz einfach nicht mehr. Tatsächlich haben die Wölfe, tatkräftig unterstützt durch die Behörden, den Sennen in der Gegend schon so sehr zugesetzt, dass manche von ihnen ihre Alpen gar nicht mehr bewirtschaften. Im Weisstannental sind drei von fünf Alpen verlassen. Die übrigen Betreiber haben ihre Herden zusammengelegt. Macht das Beispiel Schule, sind die Folgen beträchtlich, auch für die Natur. Denn die Alpwirtschaft dient auch dazu, die Weiden offenzuhalten, Verunkrauten, Erosion und Lawinnengänge zu verhindern.

Der Eindruck verfestigt sich: Mit dem Wolf allein kämen die Bergler zurecht. Wirklich bedrohlich wird er erst im Verbund mit den Bürokraten. Ausrotten will den Räuber niemand. Aber solange der Abschuss nicht vereinfacht und die Menge der Tiere nicht reduziert wird, werden Aufwand und Schäden weiter zunehmen. ○

# «Gefahr für Menschen ist sehr klein»

Ist der Abschuss von Wölfen sinnvoll? Wie verhält sich das Wildtier in Menschennähe?

Der Zoologe Robert Zingg über die Risiken durch den Wolf.

Von Alex Reichmuth

**Robert Zingg, der Bund hat den Abschuss zweier Jungwölfe aus dem Calanda-Rudel bewilligt, weil das Rudel immer frecher gegenüber Menschen auftritt. War eine solche Verhaltensänderung der Wölfe absehbar?**

Nicht unbedingt. Wölfe sind eigentlich sehr scheue Tiere.

**Warum nähern sich die Calanda-Wölfe trotzdem vermehrt Siedlungen?**

Da kann man nur mutmassen. Meistens hat eine Gewöhnung mit dem Nahrungsangebot zu tun. Eventuell halten sich die Beutetiere näher bei den Siedlungen auf, oder die Wölfe könnten durch Fütterungsstellen für Füchse angelockt worden sein. Jungtiere sind zudem etwas neugieriger.

**Die Schweiz ist klein und dicht besiedelt. Da ist eine Gewöhnung an Menschen doch normal.**

Nein. In der Regel bleiben Wölfe auf Distanz zum Menschen. Wie gross die Schweiz ist, spielt kaum eine Rolle, da es hier um eine westalpine Wolfspopulation geht, deren Lebensraum sich über mehrere Länder erstreckt. Allgemein sind Wölfe sehr anpassungsfähig und können sich in unterschiedlichen Räumen zurechtfinden.

**Derzeit halten sich etwa zwanzig bis dreissig Wölfe in der Schweiz auf. Wie viele könnten es noch werden?**

Das ist schwer zu sagen. Generell hängt die Populationsdichte stark davon ab, wie gross das Nahrungsangebot ist, also davon, wie viele Beutetiere vorhanden sind.

**Könnten es einige hundert Wölfe werden?**

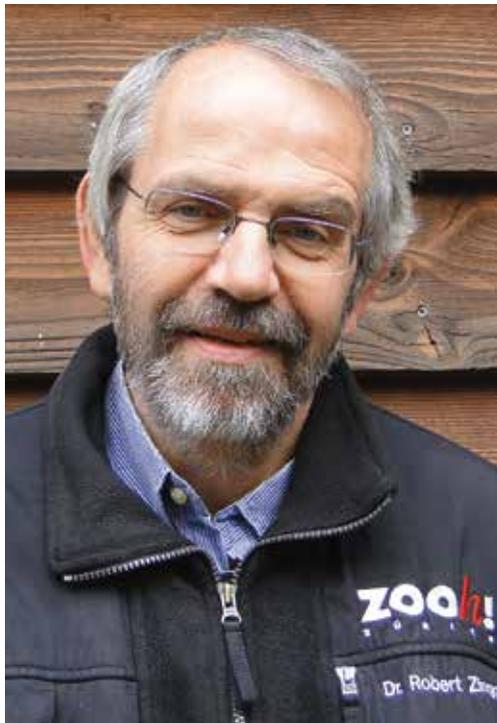
Nein, so viele sicher nicht.

**Mit den bewilligten Abschüssen soll das Rudel im Calanda-Massiv abgeschreckt werden. Kann das funktionieren?**

Es ist ein hohes Ziel, das man sich da setzt. Damit die überlebenden Tiere scheuer werden, müssen die Abschüsse in der Nähe von Siedlungen stattfinden. Die Wölfe sollten sie zudem mitbekommen und erst noch mit dem Menschen in Verbindung bringen. Ob das alles aufgeht, ist fraglich. Mir scheint, es geht hier mehr um ein Zeichen der Politik an die Bevölkerung, dass man etwas gegen Wölfe tut.

**Gäbe es bessere Arten zur Vergrämung?**

Zumindest schonendere. Man könnte Wölfe, die sich bei Siedlungen aufhalten, mit Gummischrot traktieren. Aber man müsste abwarten, bis die Wölfe auftauchen. Das wäre sehr aufwendig.



«Scheue Tiere»: Wissenschaftler Zingg.

**Gummischrot beeindruckt Wölfe doch nicht.**

Möglich. Es wäre zumindest eine negative Erfahrung im Siedlungsbereich. Aber ob Abschüsse zu einer besseren Abschreckung führen, ist auch nicht sicher.

**Muss man die Wölfe denn abschrecken?**

Das können die Bündner Wildhüter sicher besser beurteilen als ich. Entscheidend ist, wie stark sich die Wölfe Menschen und Sied-

**«Die meisten Wölfe halten sich bezüglich Nahrung an Wildtiere.»**

lungen nähern. Falls ein Wolf am Tag mitten durch ein Dorf spaziert, ist dessen Abschuss sicher gerechtfertigt.

**Wie gross ist die Gefahr für Menschen?**

Sehr klein. Es gibt weltweit nur wenige Fälle, in denen Menschen durch Wölfe angegriffen wurden. Und oft war dabei Tollwut im Spiel, die in der Schweiz nicht mehr vorkommt.

**Kein Risiko für spielende Kinder?**

Nein. Verglichen mit Zwischenfällen mit Hunden, sind Wolfsattacken auf Menschen ein fast inexistentes Risiko.

**Sind Rudel gefährlicher als einzelne Wölfe?**

Auch nicht. Einzelne Wölfe können Menschen in Ausnahmefällen als potenzielle Beute sehen. Dass aber ein ganzes Rudel so reagiert, ist extrem unwahrscheinlich.

**Welche Nutztiere passen ins Beuteschema von Wölfen?**

Grundsätzlich gehören so verschieden grosse Tiere wie Mäuse oder Bisons zur möglichen Beute von Wölfen. Bei Nutztieren zählen in erster Linie Schafe und Ziegen dazu. Es ist jedoch denkbar, dass Wölfe auch Esel oder Kälber angreifen, bei uns aber kaum ausgewachsene Rinder.

**Kann man Schafherden durch Massnahmen wie Zäune, Hunde und Hirten in jedem Fall vor Wölfen schützen?**

Man kann damit jedenfalls das Risiko für die Schafe stark verkleinern.

**Muss man Angst um Haustiere wie Hunde und Katzen haben?**

Katzen und Hunde, die sich nachts abseits von Siedlungen aufhalten, können durchaus zur Beute von Wölfen werden. Allerdings stellen auch Füchse eine Gefahr für Katzen dar. Und Hunde sollte man nachts sowieso nicht unbegleitet ins Freie lassen.

**Der Bund hat detaillierte Regeln für den Abschuss von Wölfen erlassen. Es ist genau festgelegt, wie viele Schafe ein Wolf in welcher Zeit gerissen haben muss, bis ein Jäger einschreiten darf. Gibt es «gute» und «böse» Wölfe?**

Es kann einzelne Wölfe geben, die mehr als andere auf Nutztiere aufmerksam werden. Und die dann auch deutlich mehr Schafe reissen. Die meisten Wölfe halten sich bezüglich Nahrung aber an Wildtiere.

**Es wird derzeit intensiv über Wölfe diskutiert und gestritten. Wie wirkt diese Auseinandersetzung auf Sie?**

Als Zoologe finde ich es natürlich erfreulich, dass ein Wildtier wie der Wolf seinen Lebensraum zurückerobert. Zu beobachten ist, dass Städter dem Wolf besonders positiv gegenüberstehen. Das ist nachvollziehbar, denn sie müssen sich nicht mit den Folgen befassen, wenn Wölfe anwesend sind – ganz im Gegensatz zu den Bergbewohnern. Grundsätzlich finde ich, dass sich in unserer aufgeklärten, modernen Gesellschaft Wege finden sollten, mit dem Wolf zusammenzuleben.

Robert Zingg ist Zoologe und Mitarbeiter des Zoos Zürich. Als Kurator hat er sich auch mit Wölfen beschäftigt.

---

# Natürlicher Feind

---

Das frühe Rom hing angeblich an Wolfszitzen, und auch Dschingis Khan galt als Wolfssohn. Kaum ein Tier ist symbolisch stärker aufgeladen als Europas bekanntestes Raubtier. Nur weil der Wolf aussieht wie ein Hund, ist er noch lange kein Menschenfreund. *Von Claudia Schumacher*

Findelkinder, die an den Zitzen einer Wölfin die erste Nahrung saugen. Später legen sie die Grundsteine des Grossreichs, dessen Kultur bis heute das Abendland prägt. Fernab der Szenerie und rund 2000 Jahre später wächst ein Bub in der Steppe auf. Er soll sogar leiblich von Wölfen abstammen. Als er gross ist, wird er Weltherrscher. Oder, wie das in seiner Sprache heisst: Dschingis Khan.

## Uralte Konkurrenz

Gleich zweimal ist der Wolf das zentrale Symboltier der Entstehungslegende eines Grossreichs. Zunächst in Rom, später in der Mongolei. Auch für die türkische Mythologie ist er wichtig. Erst ein Blick auf die jahrtausendelange kulturelle Aufladung des Wildtiers macht begreiflich, weshalb so viele Menschen bis heute emotional reagieren, wenn es, wie gerade am Calanda, um den Wolf geht. Er bedeutet uns etwas, er geht uns nahe.

Wie nahe der Wolf dem Menschen dabei kommen darf, ist eine Frage, über die sich Experten streiten. Ein Wolf frisst pro Tag 4,5 bis 8 Kilogramm Fleisch. Er ist eine Tötungsmaschine. Zu seinem Pech munden dem Wolf die gleichen Tiere wie dem Menschen. Daraus ergibt sich eine uralte Konkurrenzbeziehung, die dem Wolf vor seiner Wiederansiedelung in Europa zeitweilig den Status «Vom Aussterben bedroht» eingebracht hatte.

In der Schweiz leben heute rund 25 bis 30 Wölfe. Diese paar Streuner rissen im letzten Jahr über 270 Tiere, vor allem Schafe und Ziegen. Am Calanda-Massiv dürfen nun zwei Wölfe abgeschossen werden, um das dortige Rudel

---

## Das kann der Wolf: grosse, für den Menschen scheinbar tiefgründige Augen machen.

---

ein wenig zurückzuseuchen und an den nötigen Respekt vor den Menschensiedlungen zu mahnen. Zwei Tiere gegen 270? Das klingt nicht gerade nach einer ungerechten Dysbalance zuungunsten des Wolfes. Dennoch konnten innerhalb von nur zehn Tagen 10 000 Unterschriften gegen den geplanten Abschuss dieser zwei Wölfe gesammelt werden.

In der lateinischen Tradition galt der Wolf als heiliges Tier des Kriegsgottes Mars. Es ist so gesehen nicht überraschend, dass die Zwillinge Romulus und Remus – Resultate der Vergewaltigung einer Priesterin durch den Kriegsgott



*Raubeinigkeit und Freiheit:* Wolf (*Canis lupus*).

Mars – ausgerechnet von einer Wölfin gesäugt wurden. Kampf und Tod: Der Wolf symbolisiert das Kriegerische. Kraft, Durchsetzungsgewalt und Tapferkeit sind Eigenschaften, die man dem Raubtier aufgrund der äusseren Erscheinung und des Jagdverhaltens zuspricht.

Dschingis Khan, der mongolische Häuptlingssohn, der um 1200 das grösste Reich der Geschichte schuf, erlernte angeblich seine Kampfkunst von Wölfen, deren Verhalten er zu diesem Zwecke beobachtet haben soll. Man nannte den Mann, der nicht zuletzt für beispiellose Grau-

samkeit in die Geschichte einging, den «Blauen Wolf». Dschingis Khan soll einmal gesagt haben: «Das grösste Glück eines Menschen ist, seinen Feind zu jagen und zu besiegen, seinen Wallach zu reiten und die Körper seiner Frauen zu nutzen.» Dem Mythos nach steht am Anfang seines Stammbaums ein Wolf. Auch die Türken stammen der Legende zufolge vom Wolf ab. Er ist ein pantürkisches Symbol. Als «Graue Wölfe» werden heute die Mitglieder der rechts-extremen türkischen Partei MHP bezeichnet.

In der Natur des Tiers liegt imperiale Grösse: Der Wolf fletscht sich durchs Leben und weitet sein Revier mit gierigem Hunger so sehr aus, wie er eben kann. Er macht dem Menschen Angst. Wo Furcht ist, ist meistens aber auch Respekt. Mit der stolzen Brust und dem unzivilisierten, tötungsbereiten Sozialverhalten ringt der Wolf dem Menschen Ehrfurcht ab. Was den Afrikanern der Löwe und den Amerikanern der Bär, ist den Europäern der Wolf. Eines der letzten Raubtiere.

Bis in das 16. Jahrhundert hinein war der Wolf schweizweit beheimatet. Doch mit der Rodung der Wälder und der zunehmenden Nutztierhaltung spitzte sich der Konflikt von Wolf und Mensch zu. Im 17. Jahrhundert war der Wolf im Mittelland bereits ausgerottet und nur noch in den Alpen auffindbar. Als die Nutzung der Alpen für die Viehzucht im 19. Jahrhundert ein Hoch erreichte, geriet das Wildtier weiter in Bedrängnis. Auch seine klassischen Beutetiere – Steinböcke, Hirsche und Rehe – waren selten geworden.

### Mowgli und das nette Rudel

Der Wolf machte also den nächsten logischen Schritt: Er begann, Haustiere zu reissen. Beim Menschen weckte er damit allerdings keine Beschützerinstinkte. Zudem waren Bauern häufig arm und zählten nur wenige Tiere ihr Eigen. Riss ein Wolf ein Kalb, konnte das desaströse Folgen haben. Zu dieser Zeit sank die Zuneigungstemperatur der Menschen für die Wölfe unter den Gefrierpunkt. Das Abschliessen wurde zu einer mit Prämien belohnten Bürgerpflicht. Bis Anfang des 20. Jahrhunderts war der Wolf in der Schweiz ausgerottet. Vereinzelt wurden Wölfe unbekannter Herkunft noch gesichtet. Es kam selten vor. Wenn, dann wurden sie zeitnah abgeknallt.

Erst wieder im 21. Jahrhundert fand der Wolf seinen Weg zurück in die Schweiz. Über den Umweg Italien: Ab 1976 wurde der Wolf dort gesetzlich geschützt. Die Bestandszahlen vervielfachten sich. Im Alpenraum leben heute wieder geschätzte dreissig Rudel mit insgesamt etwa 300 Tieren. Seit Mitte der neunziger Jahre sind sie von dort aus wieder in die Schweiz eingewandert. Nach der Rückkehr des Wildtiers kam es erstmals am Calanda-Massiv zur Bildung eines Rudels. 2012 gab es dann Nachwuchs. Seither verkünden die Medien in regelmässigen Abständen die Neugeburt von

Welpen. Das macht es Bauern, die als Einzige direkt vom wenig konstruktiven Treiben reisender Wölfe betroffen sind, nicht gerade leicht, Abschussgenehmigungen für die Räuber durchzusetzen. Babywölfe gewinnen nun einmal Herzen. Der Nachwuchs hat den Wolf bei der Schweizer Bevölkerung wieder sympathisch gemacht. Welcher Unmensch ist schon dafür, dass Eltern abgeschossen werden?

Im Dienst des Wolfes steht auch die Popkultur. Mowgli aus dem «Dschungelbuch» wurde von einem supernetten Wolfsrudel aufgezogen. Und der Wolf im romantischen Märchen mag zwar böse sein wie bei «Rotkäppchen», dennoch ist er ein prominentes Märchentier und fasziniert als mystische Gestalt in schönen Zeichnungen zahlreicher Kinderbücher.

Selbst die eigentlich beunruhigendste der wolfbasierten Fiktionen, der Werwolf, hat in der Popkultur eine positive Wende erfahren. Einer der grössten Sympathieträger unter den Erwachsenen bei «Harry Potter» ist ein grund-

---

### Bis auf seine wilde Schönheit hat der Wolf für den Menschen keinen Nutzen.

---

anständiger Lehrer und Vater – gleichzeitig ist er Werwolf. In der «Twilight Saga» konnte ein Werwolf mit überaus attraktivem Körper dem zentralen Vampir ganz schöne Mädchenschwarm-Konkurrenz machen.

Das darf man ja nicht vergessen: Der Wolf steht für das Männliche. Das Wilde im Mann. Er ist die Verklärung von Raubeinigkeit und Freiheit. Etwa in Hesses «Steppenwolf», wo die als einsamer Wolf charakterisierte Hauptfigur Harry Haller meint: «Einsamkeit ist Unabhängigkeit, ich hatte sie mir gewünscht und mir erworben in langen Jahren. Sie war kalt, o ja, sie war aber auch still, wunderbar still und gross wie der kalte, stille Raum, in dem die Sterne sich drehen.»

Das kann der Wolf: grosse, für den Menschen scheinbar tiefgründige Augen machen. Er redet noch weniger als ein Cowboy. Dass er mitunter den Mond anheult, als wolle er einem Weltschmerz Ausdruck verleihen, macht ihn noch romantischer. Überladen mit all diesen Identitätsvorstellungen und der ganzen symbolischen Kraft, die der Mensch seit alters auf das weniger als einen Meter hohe Tier projiziert, macht es der Wolf vielen Zeitgenossen schwer, seine wahre Natur anzuerkennen: Er ist ein Raubtier. Auch wenn er aussieht wie sein domestizierter Verwandter, der Hund: Er ist kein Freund des Menschen. Bis auf die ästhetische Qualität seiner wilden Schönheit hat der Wolf für den Menschen keinen Nutzen. Bedroht er die Tierhaltung von Bergbauern, müsste daher klar sein, wer in diesem Zusammenspiel die Rolle des Jägers zugesprochen bekommt – und wer die des Gejagten. ○

## Kino

# Allzu lieber Wolf

## Die Debatte um das wilde Tier macht nicht einmal vor dem Kinderfilm halt.



Naturromantik im «Schellen-Ursli».

Nicht immer ist der Wolf im Film das böse Wesen, vor dem man sich fürchten muss. In «Wolfsblut» oder «Der mit dem Wolf tanzt» entsteht eine ergreifende Vertrautheit zwischen Mensch und Tier. Auch in der aktuellen «Schellen-Ursli»-Verfilmung zeigt sich der Wolf von seiner sanftmütigen Seite. In der zur Streckung des Kinderbuchklassikers hinzuerfundenen Handlung befreundet sich der arme Bergbube heimlich mit dem wilden Wolf. Als Ursli unter eine Lawine kommt, buddelt ihn sein Freund wie ein Lawinenhund aus – und rettet ihm das Leben.

Diese märchenhafte Beziehung zwischen Wolf und Menschenkind gefällt nicht allen. Der Bündner BDP-Grossrat und Wolfsgegner Benno Niggli sagte in der Gratiszeitung *20 Minuten*: «Ich fühle mich als Landwirt von einer solchen Darstellung provoziert.» Die Gefahr, die von dem Tier ausgehe, werde dadurch verharmlost. So kleinlich ein solcher Einwand auch klingen mag: Hier prallen wie bei der Wolfsansiedlungsdebatte die Vorstellungen der Naturromantiker aus den Städten und die Erfahrungen des pragmatisch-nüchternen Bergbauern aufeinander.

Keinerlei Protest hingegen lösten beim «Schellen-Ursli» die Filmaufnahmen aus. Der Wolf im Film ist ein Enkel des Tiers aus «Der mit dem Wolf tanzt» und gehört einer bekannten Tiertrainerin aus Deutschland. Sie war für die Aufnahmen mit einem ganzen Rudel Wölfe ins Bündnerland angereist, damit der Filmwolf seine Vertrauten immer um sich hatte. Vierzehn Tage nahmen die Dreharbeiten mit dem Wolf in Anspruch, nach einer Eingewöhnungsphase hätten Ursli-Darsteller Jonas Hartmann und der Wolf hervorragend harmoniert, heisst es aus der Produktionscrew. (rb)

# Sommarugas Käser

Im Wahlkampf und auf Podien polterte der Berner Polizeidirektor Hans-Jürg Käser gegen Wirtschaftsflüchtlinge und «Negerbueblis». An der Seite der SP-Bundesrätin macht er dagegen auf zartbesaiteten Bedenkenträger. *Von Hubert Mooser*

Das Medienzentrum in Bern, drei Tage vor Weihnachten. Journalisten, Mikrofone, Kameras – Justizministerin Simonetta Sommaruga sitzt vorne auf dem Podest, rechts von ihr der Direktor ihres Bundesamtes für Justiz, Martin Dumermuth, links der Präsident der Konferenz der kantonalen Justiz- und Polizeidirektoren (KKJPD), Regierungsrat Hans-Jürg Käser. Zuerst redet Sommaruga: Bundesrat und Parlament hätten die Ausschaffungsinitiative umgesetzt. Die Durchsetzungsinitiative, die von 150 000 Bürgern unterschrieben wurde, nennt die SP-Bundesrätin kurz und bündig ein «Gstürm». Dann darf auch Käser seine Bedenken vortragen. «Die Durchsetzungsinitiative ist unnötig, unverhältnismässig und unschweizerisch.» Sie bewirke vor allem ein Chaos bei der Umsetzung in den Kantonen.

Auf den freisinnigen Berner Polizeidirektor ist Verlass, wenn Sommaruga die Stimmbürger

## Aus Käser wurde der treueste Vollzugsgehilfe bei Sommarugas Flüchtlingspolitik.

in Sachen Ausländer- und Asylpolitik einzulullen versucht. Als sie im Frühjahr 2015 die freiwillige Aufnahme von 3000 kriegsgeschädigten Syrern ankündigte, verteidigte hinterher Käser die Aktion. «Das können die Kantone stemmen.» Diesmal soll der Berner Polizeidirektor helfen, die Durchsetzungsinitiative der SVP abzuschliessen. Die Initiative will die Ausschaffung krimineller Ausländer durchsetzen – weil Sommaruga, der Bundesrat und das Parlament die Umsetzung der Ausschaffungsinitiative seit 2010 verträdelten, lancierte die SVP 2012 dieses Volksbegehren. Am 28. Februar stimmen die Schweizerinnen und Schweizer darüber ab (mehr zum Thema Seite 16).

### Käser verwirrt Freund und Feind

Und Käser macht Seite an Seite mit Sommaruga Stimmung dagegen. Aber es ist nicht nur das: Das Scheinwerferlicht, die Mikrofone, die Interviews, das alles gefällt dem früheren Sekundarlehrer, wie er einmal einem Kantonsvertreter bei einem Apéro anvertraute. Sein ambivalentes Verhalten in der Asyl- und Ausländerpolitik verwirrt jedoch Freund und Feind. Im Wahlkampf und auf Podien polterte er gegen Wirtschaftsflüchtlinge und «Negerbueblis». Aber wenn Sommaruga in der Nähe

ist, gibt er den zartbesaiteten Bedenkenträger. Er staune, dass Käser die Sommaruga-Beschönigungen im Asylwesen unterstütze, sagt SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz. Auch Käasers Berner FDP gefällt die zuweilen zur Schau gestellte Harmonie mit Sommarugas Asylpolitik nicht immer. Ein Teil der Auftritte bringe halt auch sein Job als Präsident der kantonalen Polizeidirektorenkonferenz mit sich, verteidigt ihn jedoch Adrian Haas, der FDP-Fraktionschef im Berner Kantonsparlament.

In der Rolle als KKJPD-Präsident gefällt sich Käser besonders gut – er geht damit aber andern kantonalen Polizei- und Sicherheitsdirektoren manchmal auf die Nerven. Der Walliser Staatsrat Oskar Freysinger (SVP) giftet: «Er fährt völlig die Linie von Sommaruga. Null Widerstand. Null Kritik. Reines Kopfnicken.» Wenn Käser in der Asylpolitik mit der SP-Bundesrätin aufträte, entstehe in der Öffentlichkeit der Eindruck, Käser vertrete dabei die Meinung aller Kantone, kritisiert der Schwyzer Sicherheitsdirektor André Rügsegger (SVP). Das sei nicht der Fall, er selber distanzieren sich vehement von Sommarugas larger Asylpolitik. Die KKJPD sei eine Koordinationsplattform, die jetzt aber je länger, je mehr als politische Entscheidungsinstanz zweckentfremdet werde.

### Generalstabsmässige Karriere

Seine Karriere hat Oberst Käser fast generalstabsmässig geplant. Er wuchs in Langenthal auf, einer Kleinstadt in der Berner Region Oberaargau. Ein paar mehr oder weniger bekannte Unternehmen haben hier Wurzeln geschlagen – allen voran die Ammann Group, die Johann Schneider-Ammann leitete, bevor ihn das Parlament in die Landesregierung wählte. Als Bub wollte Käser Diplomat werden. Ein Schlüsselereignis sei der Mord an Präsident Kennedy am 22. November 1963 gewesen – diesen habe er am Radio miterlebt. Als die Berufswahl anstand, empfahl der Berufsberater eine Wirtschaftsmatura, damit könne er eine günstige Voraussetzung schaffen für ein Studium an der HSG in St. Gallen, Grundlage für eine Diplomatenlaufbahn. Aber es kam anders: Käser studierte an der Universität in Bern Philosophie – und wurde nach Sprachaufenthalten in Frankreich und Grossbritannien Sekundarlehrer. «Auch das war ein passender Beruf für mich», sagt er heute.

Sein früherer Schüler in Langenthal, der Schriftsteller Pedro Lenz, sagte in der linken *Wo-*



*Drunter und drüber:* Polizeidirektor Käser,

*chenzeitung* über Käser, er sei als Lehrer stets grundständig gewesen. Grundständig oder nicht, seine Wahl zum Rektor der Sekundarschule Langenthal 1990 war ein eher undurchsichtiges Manöver: Käser war nicht offizieller Kandidat, kämpfte sich aber irgendwie ins Amt.

Ein Jahr davor war Käser der FDP beigetreten. Er ist zu diesem Zeitpunkt fast vierzigjährig und sucht eine neue Herausforderung. «Als dann für die Wahlen ins Gemeindeparlament ein guter Freund mich angefragt hat, ob ich kandidieren wolle für die FDP, habe ich das getan.» Sechs Jahre später ist Käser Stadtpräsident von Langenthal. 1998 schafft er die Wahl ins Kantonsparlament. Er kandidiert mehrmals erfolglos für den Nationalrat. 2006 wird er dagegen in die Berner Regierung gewählt. Parallel zur politischen Karriere treibt er auch seine militärische Laufbahn voran.

### Auf Reisen mit Sommaruga

Ins nationale Rampenlicht rückt Käser, als er 2012 als Nachfolger der St. Galler Politikerin Karin Keller-Sutter Präsident der KKJPD wird. Das Amt gibt dem passionierten Modelleisenbahnler, was er immer schon wollte: in der



Justizministerin Sommaruga.

nationalen Politik mitmischen und bei der Aussenpolitik dabei sein. Justizministerin Simonetta Sommaruga merkte wohl schnell einmal, wie man Käser und damit indirekt auch die Kantone für sich einnehmen konnte. Sie nahm den verhinderten Diplomaten auf ihre Reisen ins Ausland mit. Käser hat Sommaruga bisher an fünf Sitzungen des Rats für Justiz und Inneres der EU begleitet – viermal in Brüssel, einmal in Luxemburg. Das schafft Nähe.

Aus Käser wurde der treueste Vollzugshelfer bei Sommarugas Flüchtlingspolitik.

---

### Er war nicht offizieller Kandidat, kämpfte sich aber irgendwie ins Amt.

---

Gerät die Justizministerin unter Druck, weil die Flüchtlingszahlen auch wegen der von ihr praktizierten Willkommenskultur hochschnellen und die Zustände als chaotisch dargestellt werden, eilt ihr der KKJPD-Präsident zu Hilfe: Die Situation sei etwas angespannt, aber nicht chaotisch, belehrt Käser dann wie auf Bestellung die Schweizer Bevölkerung. Er

verteidigt die Aufnahme zusätzlicher syrischer Flüchtlinge, muss jedoch wegen fehlender Unterkünfte erstens Flüchtlinge in Zeltlagern unterbringen und zweitens Verfügungen gegen fünf Berner Gemeinden erlassen – zur Unterbringung der Asylsuchenden.

Ein weiteres Beispiel: Als die Kantone Schwyz und Luzern die Flüchtlingspolitik des Bundes kritisierten, kanzelte Käser seine Kollegen in den Medien ab. Sein ambivalentes Verhalten in der Asylpolitik zwingt ihn jedoch zu immer spektakuläreren Pirouetten: Am 12. November tagten die Polizeidirektoren in Davos. Die Zahl der Asylsuchenden war mittlerweile explodiert, und Käser hatte zuvor öffentlich die Einberufung des Sonderstabs Asyl gefordert. Während der Sitzung der KKJPD wollte der Berner davon jedoch nichts mehr wissen. Nach dieser Sitzung wiederum wiederholte er die Forderung gegenüber anderen Polizeidirektoren. Einen Tag später traf sich Käser mit der Spitze der kantonalen Sozialdirektorenkonferenz und Sommaruga in Zürich. Danach war vom Sonderstab wieder nicht mehr die Rede. Es könnte einem schwindlig werden.

Wie Sommaruga und Käser Hand in Hand arbeiten, zeigt der Fall um das frühere Berner Zieglerspital. Die Suche nach zwei Bundeszentren im Kanton Bern verlief für Käser bis dahin harzig. Sommarugas Staatssekretariat für Migration (SEM) hatte in der Stadt Bern jedoch längst eine geeignete Liegenschaft im Visier – eben das Zieglerspital, keine fünf Autominuten von der SEM-Zentrale in Bern entfernt. Käser sprang dankbar auf diesen Zug auf. Aber im Frühjahr 2015 legte sich der Gemeinderat von Bern quer, denn die Liegenschaft steht an einer exklusiven Wohn- und Geschäftslage.

Dann setzte Sommaruga mit ihrem Staatssekretär Mario Gattiker die Parteikollegen in der Stadtberner Exekutive unter Druck. Der Gemeinderat lenkte ein, und Käser war dank Sommaruga eine Sorge los. Der Preis für die Miete des Zieglerspitals: 1,35 Millionen Franken inklusive Nebenkosten, der Unterhalt und der Betrieb der Immobilie kosten weitere 400 000 Franken pro Jahr – dies geht aus einem vertraulichen Bundesratspapier hervor.

### Mit einem blauen Auge

Da Käser also manch anderes zu tun hat, als sich um seine Direktion zu kümmern, ging dort in den vergangenen Jahren einiges drunter und drüber. So informierte ihn im August 2013 der frühere SVP-Nationalrat Hermann Weyeneth, ein Urgestein der Berner Politik, über skandalöse Zustände in der Strafanstalt Thorberg. Entschieden griff Käser erst ein, als die Vorfälle 2014 über die Medien an die Öffentlichkeit gelangten. Es ging unter anderem um die sexuelle Vorliebe für Prostituierte des Anstaltsdirektors.

Kaum hatte sich Käser mit viel rhetorischer Akrobatik und der Hilfe von Parteikollegen aus der Thorberg-Affäre herausgewunden, musste er sich mit einem anderen Sumpf in seiner Direktion beschäftigen. Die kantonale Finanzkontrolle prangerte Misswirtschaft in Käasers Amt für Migration an. In ihrem Bericht war von intransparenten Geldflüssen in zweistelliger Millionenhöhe die Rede, von fehlenden Verantwortlichkeiten, ungesetzlichen Zahlungen. Käser spielte die Zustände herunter und kam wieder mit einem blauen Auge davon. Er wurde im März 2014 problemlos wiedergewählt – trotz den Missständen in seiner Direktion.

Seither drängt Käser noch stärker auf die nationale Bühne, an die Seite von Sommaruga – wie zuletzt beim Auftakt zur Kampagne gegen die Durchsetzungsinitiative. Diese gefährde unter anderem die Rechtssicherheit, warnte Käser. Sonst nimmt es Polizeidirektor Käser aber mit dem Recht nicht so genau: Weil die kantonale Gebäudeversicherung auf die Einhaltung von Vorschriften zu Brandmeldeanlagen in Asylunterkünften pochte, musste sie sich von Käser böse Vorwürfe gefallen lassen. Aber so ist der Berner Polizeidirektor: mal so und mal so. ○

# Maurers Baustellen

Die Erwartungen an den neuen Vorsteher des Eidgenössischen Finanzdepartements (EFD) sind hoch. Wird er die Führungsspitze von Widmer-Schlumpf austauschen? Kann er den Umbau des Finanzplatzes aufhalten oder gar rückgängig machen? Was wird aus dem Bankgeheimnis? Von Florian Schwab



*Spielraum eingeschränkt:* Maurer, Widmer-Schlumpf.

Ueli Maurer (SVP) im Finanzdepartement! Das war eine Überraschung. Nicht nur für jene, welche die Volkspartei lieber im Justizdepartement am Ruder gesehen hätten. Auf «Teleblocher» begründete Christoph Blocher, warum Maurer bei der Departementsvergabe nichts anderes übriggeblieben sei, als beim EFD zuzugreifen: Man habe verhindern müssen, dass die Linken sowohl auf der Ausgabenseite (Sozialminister Berset) als auch auf der Einnahmenseite (wäre Finanzministerin Sommaruga gewesen) den Ton angeben.

Bürgerliche Politiker und Vertreter der Finanzbranche wittern seither Morgenluft. Endlich, flöteten Hans-Peter Portmann (FDP) und Franz Grüter (SVP) diese Woche in der *Basler Zeitung*, bestehe die Chance, den immer neuen Begehrlichkeiten internationaler Organisationen wie der OECD wirksam entgegenzutreten und nicht immer als «Musterschüler» aufzutreten. Man ist zuversichtlich, dass mit dem neuen EFD-Vorsteher nun eine andere Politik Einzug halten werde: weniger Regulierung, weniger Zugeständnisse gegenüber dem Ausland, tiefere Steuern.

Wie berechtigt sind solche Hoffnungen? Der neue Amtsinhaber äussert sich selbst noch nicht zu Inhalten. In personeller Hinsicht hat es bislang den Anschein, als wolle Maurer grösstenteils mit Widmer-Schlumpfs Chef-

beamten weiterarbeiten. Von seinen Getreuen aus dem Verteidigungsdepartement kommt gerade einmal sein persönlicher Mitarbeiter und Kommunikationschef Peter Minder mit in den EFD-Sitz, den Bernerhof. Kenner erstaunt es, dass Maurer seinen Stabschef Yves Bichsel, einen Mann von strategischem Weitblick, so ohne weiteres im VBS zurücklässt. Das würde zu seiner Amtsübernahme im VBS vor acht Jahren passen, als Maurer fast die gesamte Equipe von Samuel Schmid übernahm. Revolutionen sind nicht das Metier des bedächtigen Zürcher SVP-Magistraten.

## Verurteilter Chefjurist

An drei Personalien wird man in Kürze ablesen können, inwieweit Maurer mit der Politik seiner Vorgängerin zu brechen gedenkt. Es fällt vor allem der Name von Daniel Roth, dem EFD-Chefjuristen. Dieser sei ein «Interventionist» und strebe die lückenlose Kontrolle und Aufsicht über den Finanzplatz an, heisst es. Roth ist der Architekt des Finanzdienstleistungsgesetzes (Fidleg), dessen Entwurf in der Vernehmlassung regelrecht verrissen wurde. Der Chefbeamte ist zudem erstinstanzlich vom Bundesstrafgericht wegen Veruntreuung im Amt zu einer Geldstrafe verurteilt worden.

Weiter gilt Jacques de Watteville, Staatssekretär für internationale Finanzfragen,

als Verkörperung der bisherigen Widmer-Schlumpf-Politik. Ihm unterstehen wichtige aussenpolitische Finanzdossiers wie der automatische Informationsaustausch oder die Beziehungen zur OECD. Sollte die Schweiz tatsächlich in Zukunft selbstbewusster auftreten wollen, wäre der bisherige Amtsinhaber, der als konziliant bis an die Schmerzgrenze bekannt ist, keine glaubwürdige Verkörperung. In der SVP-Fraktion macht der Name Thomas Aeschi als bestens geeigneter Nachfolger die Runde. Aeschi, der eine gute Anstellung in der Privatwirtschaft gegen eine undankbare Herkulesaufgabe beim Bund eintauschen müsste, spricht fließend Englisch und versteht auch komplizierteste Dossiers.

Eine Schlüsselposition im Departement ist schliesslich jene des Generalsekretärs (bislang Jörg Gasser). Das Amt ist die strategische Schaltstelle des Departementsvorstehers und steuert dessen politische Vorhaben durch departements- und verwaltungsinterne Klippen. Ein Wechsel würde hier die Ernsthaftigkeit eines politischen Neuanfangs unterstreichen.

Kurzfristig sind aber selbst bei einer personellen Neuaufstellung keine Wunder zu erwarten. Bei den von Widmer-Schlumpf bereits überwiesenen Vorhaben ist der Spielraum eingeschränkt. Allenfalls kann Maurer bei Geschäften in einem frühen parlamentarischen Gärtadium wie der Unternehmenssteuerreform III oder dem Fidleg noch in Nuancen die Richtung beeinflussen. Bei abgeschlossenen Geschäften wie dem automatischen Informationsaustausch gegenüber dem Ausland gibt es zumindest mittelfristig keine Spielräume. Auch die Matter-Initiative zum Schutz der finanziellen Privatsphäre schliesslich muss Maurer im Auftrag des Bundesrats bekämpfen. Ein politisches Meisterstück des neuen Finanzministers wäre es, dem Anliegen mit einem direkten Gegenvorschlag inhaltlich dennoch zum Durchbruch zu verhelfen.

Die wohl wichtigste Baustelle von Ueli Maurer betrifft aber die fernere Zukunft. In vier Jahren wird er sich wohl aus dem Bundesrat zurückziehen. Aufgrund des Anciennitätsprinzips wird dann vermutlich einer der altgedienten Sozialdemokraten nach dem Departement mit den Steuereinnahmen greifen und eng an die achtjährige Widmer-Schlumpf-Zeit anknüpfen wollen. Für eine bürgerliche Konterrevolution sind vier Jahre äusserst knapp. Und noch messen die Seismografen keine Erschütterungen im Bernerhof. ○



## Wo steht die Schweiz?

Allen Schwarzmalereien zum Trotz hat die Schweizer Wirtschaft den Wechselkursschock von Anfang 2015 gut pariert. Nach der Aufhebung der Euro-Franken-Kursgrenze hat der Franken gegenüber Dollar und britischem Pfund wieder die früheren Relationen erreicht. *Von Jean-Pierre Roth*

**E**in Jahr ist es her, dass die Schweizerische Nationalbank mit der Aufhebung der Untergrenze beim Euro-Franken-Wechselkurs für eine riesige Überraschung gesorgt hat. Sofort gab es damals düstere Prognosen zur weiteren Entwicklung der schweizerischen Wirtschaft, viele sahen die Zukunft unter schlechten Vorzeichen. Wie sieht die Bilanz heute aus? Vier Gedanken stehen für mich im Vordergrund.

1—Der Franken ist wieder an seinem früheren Platz. In den Tagen unmittelbar nach dem Entschieden der Nationalbank spielten die Wechselkurse vorübergehend verrückt. Für kurze Zeit war ein Euro sogar weniger wert als ein Franken. Mittlerweile haben sich die Märkte aber bei einem Kurs von etwa 1,08 Franken pro Euro stabilisiert. Alles in allem beträgt die Abwertung der europäischen Währung nun etwa 10 Prozent, also deutlich weniger, als viele im ersten Augenblick befürchtet hatten. Durch seine Erstarkeung hat der Franken wieder zum Feld der international tonangebenden Währungen aufgeschlossen. Aus dieser Gruppe war er vor gut vier Jahren zurückgefallen, als die Euro-Franken-Kursuntergrenze etabliert wurde. Im Januar 2011 – also vor Einführung dieser Auffanglinie – war der US-Dollar 0,96 Franken wert gewesen, das britische Pfund 1,50 Franken. Heute sind wir praktisch wieder bei den gleichen Wechselkursrelationen. Einzig der Euro ist schwächer geworden, und zwar gegenüber dem Dollar und dem Pfund auf ganz ähnliche Weise wie gegenüber dem Franken. Die Franken-Euro-Beziehung ist also kein Sonderfall.

2—Unser Aussenhandel ist nicht eingebrochen. Im vergangenen Frühling waren viele Konjunkturbeobachter der Meinung, der Exportsektor werde nach Aufhebung der Kursuntergrenze einbrechen. Die tatsächliche Entwicklung hat ihnen nicht recht gegeben. Die jüngsten Aussenhandelsstatistiken zeigen, dass die Nachfrage ausländischer Kunden nach Schweizer Produkten im zweiten und dritten Quartal 2015 positiv geblieben ist und dass man in der Schweizer Industrie – mit Ausnahme der durch andere Faktoren belasteten Uhrenbranche – mit weiter anziehenden Bestimmungseingängen rechnet. So haben die Wirtschaftsbeziehungen zum Ausland sogar mit der dämpfenden Wirkung der gestiegenen Importe

alles in allem auch in diesem Jahr zum Wachstum der Schweizer Wirtschaft beigetragen.

3—Die Abkühlung betrifft nicht nur die Schweiz. Gewiss, das Jahr 2015 hat unserem Land ein erheblich schwächeres Wirtschaftswachstum gebracht als das Jahr zuvor. Es wäre aber falsch, dies allein dem Wegfall der Wechselkursuntergrenze zuzuschreiben, denn die Verlangsamung der Wirtschaftsentwicklung ist weltweit zu beobachten. Vor allem in Schwellenländern sind viele Märkte deutlich schwä-



*Herausforderungen gibt es immer.*

cher geworden, so etwas ist für ein exportorientiertes, stark international ausgerichtetes Land wie die Schweiz besonders deutlich spürbar. So dürfte unsere Wirtschaft 2015 nun lediglich eine 1-prozentige Expansion erreicht haben statt der ursprünglich erwarteten 2 Prozent. Aber Ähnliches gilt für die ganze Weltwirtschaft. Der internationale Währungsfonds musste seine Wachstumsprognose von 3,4 auf 3,1 Prozent zurücknehmen, und die effektive Zunahme dürfte bei 3 Prozent liegen.

4—Die strukturellen Probleme der Schweizer Wirtschaft sind gravierender geworden.

Die Branchen, die unter der Wechselkursfreigabe am stärksten gelitten haben, sind genau diejenigen, die schon vorher am meisten mit Strukturproblemen zu kämpfen hatten. Ihre

### Die Widerstandsfähigkeit unserer Unternehmen verdanken wir der Weitsicht der Sozialpartner.

Gewinnmargen waren schon immer relativ dünn und ihre Anpassungsmöglichkeiten begrenzt – und das hat sich nun noch verschärft. Ins Auge sticht da etwa der Tourismus. All diese Branchen haben vorher gut drei Jahre lang davon profitiert, dass die garantierte Euro-Franken-Untergrenze für sie den Druck von den internationalen Märkten her künstlich milderte. Umso härter ist für sie nun die Lage unter den heutigen Verhältnissen. Aus dieser kurzen Übersicht sind meiner Ansicht nach zwei Schlüsse zu ziehen:

1—Die Widerstandsfähigkeit der Schweizer Unternehmen verdanken wir vor allem der Weitsicht der Sozialpartner mit ihrer Bereitschaft zur Erhaltung der Arbeitsplätze sowie den Exporteuren mit ihrer Fokussierung auf hochwertige Produkte.

2—Auf der anderen Seite gibt es Branchen, die dringend Reformen einleiten müssen, weil sie von ihren Produktionsstrukturen her im internationalen Wettbewerb kaum mithalten können. Dabei werden Unternehmen verschwinden, aber gleichzeitig werden auch neue, besser organisierte Firmen entstehen und in den Markt treten.

Die Anpassungsfähigkeit des Privatsektors ist für die Schweiz das beste Mittel, sich gegen Schocks von aussen zu verteidigen. Wir müssen deshalb dafür sorgen, dass unsere Rahmenbedingungen flexibel genug bleiben, denn es wird immer wieder neue Herausforderungen geben, mit denen wir fertig werden müssen. Die Lösung kann nicht darin bestehen, von der Nationalbank immer mehr Interventionen und Unterstützung zu verlangen.

Jean-Pierre Roth ist Verwaltungsratspräsident der Genfer Kantonalbank und ehemaliger Nationalbankpräsident.

# Verstaatlichung der Intimsphäre

Das Bundesamt für Gesundheit fordert von den Krankenkassen die Lieferung persönlicher Patientendaten. Versicherer wie die CSS sträuben sich, verlangen vollen Datenschutz und wollen eine öffentliche Debatte über diesen Eingriff lancieren. *Von Beat Gygi*

Der letzte Termin für die Datenlieferung ist Freitag, der 8. Januar 2016, sonst gibt es eine Strafe. Der Ton, in dem das Bundesamt für Gesundheit (BAG) mit den unter seiner Aufsicht stehenden Krankenversicherern verkehrt, ist autoritär. Befehlsmässig werden Krankenkassen aufgefordert, bis diesen Freitag die längst angeforderten Patienten- und Versichertendaten an das Bundesamt zu liefern, sonst behalte man sich Aufsichtsmassnahmen und Strafverfahren vor. Zu gewärtigen wären demnach Bussen bis zu 500 000 Franken und Strafverfahren gegen die einzelnen Geschäftsleitungsmitglieder. Das Amt gibt zu verstehen, es habe neue Folterwerkzeuge; es verweist auf das Anfang 2016 in Kraft getretene Gesetz zur Aufsicht über die soziale Krankenversicherung (KVAG), das solche Sanktionen erlaube.

Das BAG befindet sich in einer zähen Auseinandersetzung mit den Krankenkassen. Die Behörde im Departement von SP-Bundesrat Alain Berset sucht Wege, um betriebswirtschaftliche und versicherungstechnische Entscheide jeder der rund sechzig Kassen in der Schweiz unter stärkere Kontrolle zu bekommen. Im vorliegenden Streitfall geht es darum, dass die Krankenversicherer detaillierte Daten über die Versicherten an die Amtsstelle herausgeben sollen. Die BAG-Führung beruft sich auf das Bundesgesetz über die Krankenversicherung von 1994 und auf die zugehörige Verordnung von 1995.

## Offener Widerspruch

Im Verordnungsartikel 28 wird umrissen, was die Krankenkassen der Aufsichtsbehörde melden sollen: Informationen zu Alter, Geschlecht und Wohnort der Versicherten; des Weiteren Einzelheiten zu Ein- und Austritten bei der Versicherung, zu Todesfällen, zu den von den Versicherten abgeschlossenen Versicherungsarten mit Angabe der Prämienhöhe und der Franchise; darüber hinaus Informationen über den Umfang, die Art, die Tarifposition und die Kosten der im Laufe eines ganzen Jahres erhaltenen Rechnungen für gesetzlich geregelte Leistungen. Damit nicht genug. Zusätzlich sollen die jeweiligen Erbringer der Leistungen genannt werden, etwa Ärzte und Spitäler, sowie die erhobene Kostenbeteiligung. All dies soll auf elektronischen Datenträgern ans BAG gehen.

Geräuschlos wird dies aber nicht vonstattengehen. Im Vorjahr lieferten die Kassen zwar bereits ein erstes Mal persönliche Daten zu 2013 in kleinerem Stil, und viele Krankenkassen haben die 2014er Individualdaten schon geschickt, aber

einige grosse Versicherer leisten nun mehr oder weniger energisch Widerstand. Die Versicherungsgruppe CSS will lediglich jene Daten zur Verfügung stellen, die datenschutzrechtlich unbedenklich sind; die Forderungen des BAG gehen laut den CSS-Angaben aber weit darüber hinaus. Die CSS will es nun auf die Klärung wichtiger Fragen zum Umgang mit Gesundheitsdaten ankommen lassen. «Datenlieferung – der Not gehorchend – ja, aber nur unter Einbezug des eidgenössischen Datenschutzbeauftragten», kommentiert Georg Portmann, Chef der CSS-Gruppe, das Kräftemessen. Die CSS hat als einziger Versicherer soeben eine Erstreckung der Frist bis Ende Januar erhalten. Wie der Eidgenössische Datenschutz- und Öffentlichkeitsbeauftragte (Edöb) die Lieferung begleiten soll, ist noch offen. Beim Edöb betont man, die Verantwortung für den Datenschutz liege beim



*Grundsätzliche Bedenken:* CSS-Chef Portmann.



*Stärkere Kontrolle:* Gesundheitsminister Berset.

BAG. Die Helsana-Führung indessen nimmt die Datenlieferung zähneknirschend fristgerecht vor, macht jedoch geltend, dass sie deren Rechtmässigkeit nicht anerkenne.

Im Kern geht es um zwei Konflikte: zum einen um die Frage, wie viel der Staat wissen soll über detaillierte unternehmensinterne Informationen zu Krankheiten, Diagnosen, Behandlungen und Versicherungsverträgen, die sozusagen den Erfahrungsschatz und damit einen wichtigen Teil der Geschäftsgrundlage einer Versicherungsgesellschaft ausmachen. Zum andern steht zur Debatte, wie viele persönliche Gesundheitsinformationen an eine landesweit und vielfältig tätige Behörde geliefert werden sollen. Das Bundesamt versteht sich nicht nur als zentrale Planungs-, Steuerungs- und Aufsichtsbehörde, sondern zunehmend auch als Erziehungsinstanz mit Blick auf Ernährung, Sport, Sucht und ähnliche Laster und Tugenden. Einem solchen Apparat wären Personendaten sehr willkommen.

Klar, das Bundesamt ist befugt, für seine aufsichtsrechtliche Tätigkeit bestimmte statistische Daten über Geschäftsarten und Kunden von jedem einzelnen Krankenversicherer zu verlangen. Es muss sich ja ein Bild machen von

## Die Behörden verstehen sich zunehmend auch als Erziehungsinstanz.

der wirtschaftlichen und fachlichen Solidität der Kassen. Bisher war das kein Problem, da die gelieferten Daten jeweils mehr oder weniger zusammengemischt und persönliche Profile daraus nicht erkennbar waren. Es geht etwa um Durchschnittswerte von Gruppen, auch um statistische Kennzahlen wie Streuungen oder Maximal- und Minimalwerte – aber es waren nicht exakte persönliche Behandlungs-, Leistungs- und Prämienangaben, also vom Arztgeheimnis betroffene Angaben, sozusagen intime Krankheitsgeschichten, an die Bundesverwaltung zu liefern.

Das BAG wendet ein, dass die persönlichen Daten vor der Weitergabe anonym gemacht würden, indem die AHV-Nummer der Versicherten durch ein Computerprogramm – geliefert vom BAG – in eine unerkennbare Grösse umgewandelt werde. Informatikexperten der Versicherer halten dagegen, dass diese Verschlüsselung wenig daran ändere, dass man anhand der anderen persönlichen Merkmale



### Und wer macht die Spielregeln?

oft treffsicher auf einzelne Personen schliessen könne. In kleinen Kantonen gebe es zum Beispiel nur wenige Männer über neunzig Jahre ohne Spitalkosten im Vorjahr. Vor allem aber wäre es für die Behörde dann ein Leichtes, aus den individuellen Daten die Krankengeschichte der einzelnen Versicherten über Jahre hinweg zu verfolgen. Die uniform verschlüsselte AHV-Nummer erlaube es der zentralen Stelle ja gerade, den einzelnen Bürger auch bei Kassenwechseln auf dem Radar zu behalten. Zudem verweisen die Kassen auf ihre Kundenseite: Bei der Preisgabe heikler Daten könnte es zu Klagen von Versicherten wegen unerlaubter Weitergabe von Informationen kommen.

Portmann bringt grundsätzliche Bedenken gegen die anvisierte Datensammlung vor. Ge-

sundheitsangaben gehörten zu den im Datenschutzgesetz am stärksten geschützten Informationen. Es sei fraglich, ob die Schweizer Bevölkerung damit einverstanden wäre, dass ein Bundesamt von jeder Person wisse, wo und wann sie beim Arzt oder im Spital gewesen sei und wie viel es gekostet habe. Zumindest müssten sich die Bürger zu diesem Eingriff in ihre Daten äussern können. Solche Spielregeln dürften nicht als Folge eines untergeordneten Verwaltungsaktes eingeführt werden.

Beim Edöb sieht man es ähnlich: Die Übermittlung von Individualdaten sei im Gesetz unklar formuliert, und eine Regelung auf Verordnungsebene genüge nur für administrative Daten. Die Übermittlung besonders schützenswerter Angaben müsste hingegen auf

Gesetzesstufe geregelt sein. Portmann legt dar, dass man sich der Lieferung aufsichtsrechtlich relevanter Daten dagegen nicht verweigere. Alle Angaben und Berechnungen, die für die Aufsicht, Prämien genehmigung und Statistik relevant seien, würden immer termingerecht und fehlerfrei geliefert. Das betreffe aber aggregierte Daten. Für die Wahrnehmung der Aufsichtspflicht seien Individualdaten unnötig, zudem stünden Datensammlungen auf Vorrat in Konflikt mit dem Datenschutz.

### Auf Bersets Linie

Die Bundesverwaltung sieht es anders. Im Dezember 2015 erhielt SVP-Nationalrat Jürg Stahl, der für den Krankenversicherer Groupe Mutuel tätig ist, die bundesrätliche Antwort auf eine Interpellation, in der nach Umfang und Zweck der zunehmenden Krankenkassen-Datenlieferungen ans BAG gefragt wurde. Die Antwort entspricht der politischen Linie des SP-Politikers Berset. Da steht zu lesen: «Unter anderem überwacht das BAG anhand der Daten die Wirkung und einheitliche Anwendung des Gesetzes, und es stellt die Gleichbehandlung der Versicherten sicher. Auch kontrolliert es anhand dieser Daten die Wirtschaftlichkeit der erbrachten Leistungen. Ein weiterer Verwendungszweck ergibt sich aus Artikel 32 KVV (Wirkungsanalyse). Die neu erhobenen Einzeldaten werden für Überprüfungen benötigt, welche nicht mit aggregierten Daten durchgeführt werden können. Nur diese Daten ermöglichen beispielsweise die Ermittlung von Prämienkorrekturen, die Berechnung der zu viel oder zu wenig bezahlten Prämien oder Simulationen der Tarifstruktur.»

Die Staatsstelle kümmert sich also nicht nur darum, dass die Krankenkassen innerhalb ihrer Rahmenbedingungen ordentlich arbeiten, sondern greift direkt in den Alltag ein. Sie sorgt für Gleichbehandlung, kontrolliert die Wirtschaftlichkeit der Leistungen, sie weiss, wann Prämien zu hoch oder zu niedrig und deshalb zu korrigieren sind. Es liegt nahe, dass ein solches Amt möglichst viele Informationen an sich ziehen will, wenn es den Anspruch hat, besser zu sein als sechzig im Wettbewerb operierende Krankenkassen.

Prägend für die Linie des BAG ist unter anderem Oliver Peters, seit 2013 als Vizedirektor für den Bereich Kranken- und Unfallversicherung zuständig. Peters war früher bei der Bank Coop und der Gewerkschaft Bau und Industrie tätig und wurde dann persönlicher Mitarbeiter des Waadtländer Gesundheits- und Sozialvorstehers Pierre-Yves Maillard, eines militanten Vertreters einer Einheitskrankenkasse. Berset selber hat 2014 die Initiative für eine Einheitskasse offiziell abgelehnt, aber seither arbeitet er mit dem BAG daran, der zentralen Verwaltung und Steuerung des Gesundheitssektors und der Beseitigung der Krankenkassenvielfalt näherzukommen. ○

# Grüne greifen an

Die Ökopartei in Bern will bei den Wahlen im Herbst 2016 der SP das Stadtpräsidium nicht mehr kampflos überlassen. Zurzeit streitet sie aber noch über die geeignete Strategie.

Von Hubert Mooser



Neues Teamwork: Politiker von Graffenried (Grüne).

Das wird der designierten Nachfolgerin von Berns Stadtpräsident Alexander Tschäppät (SP) gar nicht gefallen: Die Chefin der Berner Tiefbaudirektion, die frühere SP-Fraktionschefin und derzeitige Berner Gemeinderätin Ursula Wyss, bekommt bei den Wahlen 2016 für das Stadtpräsidium Konkurrenz aus dem Lager des grünen Koalitionspartners. Das Grüne Bündnis (GB), welches mit der SP die Bundesstadt seit 23 Jahren regiert, will den Genossen das mit viel Prestige verbundene Präsidentenamt in der Bundeshauptstadt nicht mehr einfach kampflos überlassen.

Die Parteispitze um GB-Präsidentin Stéphanie Penher und den Strippenzieher der Grünen in der Stadt Bern, Blaise Kropf, hat dazu einen Plan ausgeheckt, dem die Parteimitglieder an einer ausserordentlichen Versammlung am 20. Januar zustimmen sollen. Das Szenario: Zuerst soll die Zusammenarbeit mit der sogenannten Grünen Freien Liste (GFL) – das sind die eher wirtschaftsfreundlichen Grünen mit dem früheren Nationalrat Alec von Graffenried als Aushängeschild – «ab sofort» intensiviert werden. Auf kantonaler und gesamtschweizerischer Ebene gehören beide Formationen der gleichen Partei an. Im Stadtparlament gehen GB und GFL aber getrennte Wege. Das soll sich jetzt ändern und das neue Teamwork mit einer gemeinsamen Kandidatur für das Stadtpräsidium getestet werden.

Geht alles nach Plan, soll die Zusammenarbeit 2020 in einer Fusion gipfeln. Die Grünen in der Stadt Bern würden so mit 22 Prozent zur zweitstärksten politischen Formation aufrücken. Nur die SP mit 25 Prozent Wähleranteilen wäre noch etwas stärker.

## SP ist der verlässliche Partner

So viel zur Theorie, in der Praxis gehen beim Grünen Bündnis wegen dieser Pläne längst die Wogen hoch. Eine Gruppe um die abgewählte Nationalrätin Aline Trede findet, es sei nicht der Moment für derartige Projekte. In einem Positionspapier, das zwölf GB-Politikerinnen unterschrieben haben, wird der Antrag der Parteispitze an die Mitgliederversammlung zerzaust. Die GFL wird darin als «als kein verlässlicher Partner» in der Stadtpolitik bezeichnet. Die GFL habe im Stadtrat zum Beispiel gegen die Mindestloohnerhöhung für das Personal der Stadtverwaltung gestimmt. Die GFL sei auch gegen die Offenlegung der Finanzierung von Wahl- und Abstimmungskampagnen. Die SP sei in der Vergangenheit der bessere Bündnispartner gewesen. Auch das politische Personal der GFL stört Trede und ihre Mitstreiterinnen. Die GFL werde derzeit stark vom vormaligen grünen Nationalrat Alec von Graffenried, dem ehemaligen GFL-Fraktionschef im Stadtrat, Daniel Klauser, und Stadtrat GFL-Vizepräsident Lukas Gutzwiller dominiert, die alle dem rechten Lager angehörten.

Kurzum: Das Grüne Bündnis müsse in Zukunft sein linkes Profil schärfen, eine Fusion mit der GFL bedeute einen Profilverlust.

Die ganze Übung ist aber wohl auch als eine Folge der verpatzten Parlamentswahlen 2015 zu betrachten. Die Ökologen mussten eine schwere Niederlage einstecken und in Bern verlor Nationalrätin Aline Trede ihren Sitz. Nun sind Zeiten des Umbruchs angesagt. Auf nationaler Ebene will Präsidentin Regula Rytz den Parteivorstand verjüngen und in Zukunft als eine Art ausserparlamentarische Opposition mehr Druck entwickeln. In grünen Hoheitsgebieten wie in Bern will man durch ein Bündeln der Kräfte an Schlagkraft gewinnen und sichtbarer werden. Die Wahl für das Stadtpräsidium bietet dafür eine ideale Plattform.

Der langjährige Berner Stadtpräsident Alexander Tschäppät gibt sein Amt auf Ende 2016 ab. Gemeinderätin Ursula Wyss möchte nun den SP-Fürsten Alexander Tschäppät beerben. Denn seit 1992 wird das Stadtpräsidium wie in einer Erbmonarchie von Genosse zu Genosse weitergereicht. Zuerst Klaus Baumgartner, dann Alexander Tschäppät und jetzt soll Ursula Wyss regieren. Aber die sozialdemokratische Erbfolge und der SP-Filz gehen in Bern schon lange vielen gegen den Strich – zuweilen selbst den grünen Bündnispartnern. Nach Jahrzehnten gemeinsamer Regierung würden sie gerne einmal den Stadtpräsidenten stellen.

Wer als allfälliger gemeinsamer Kandidat für das Stadtpräsidium einer geschlossen marschierenden GFL/GB in Frage käme, müssten die Grünen aber erst noch bestimmen. Gesetzt wäre die amtierende Gemeinderätin Franziska Teuscher. Aber auch Alec von Graffenried von der GFL, Spross einer bekannten Berner Patrizierfamilie, wäre ein möglicher Anwärter. Er wurde bereits vor Monaten als künftiger Stapi lanciert – von der FDP. Der amtierende freisinnige Gemeinderat Alexandre Schmidt fand das gar nicht lustig und protestierte bei der Parteispitze.

Aber ob die SP in Bern weiter regiert oder in Zukunft die Grünen den Präsidenten stellen, bringt für die Bernerinnen und Berner keine grossen Veränderungen. Beide Parteien ticken in etwa gleich und setzen auf hohe Steuern und Gebühren. Und eine bezahlbare Wohnung findet man in Bern vor allem dann, wenn man dem rot-grünen Filz angehört. Aber wenigstens könnte die sozialdemokratische Kronprinzessin Ursula Wyss bei einer grünen Gegenkandidatur nicht einfach durchmarschieren. ○

# «Die Eierstöcke halten nicht Schritt»

Karrierefrau Margarita Louis-Dreyfus, 53, und Banker Philipp Hildebrand, 52, sind nicht die Einzigen: Der späte Kinderwunsch liegt im Trend. Der Zürcher Fortpflanzungsmediziner Michael Singer ordnet diese Entwicklung ein. *Von Claudia Schumacher*

**Schwangerschaften von Frauen über 35 Jahren gelten als riskant. Welches Risiko nimmt Margarita Louis-Dreyfus in Kauf, die nun mit 53 Jahren noch Zwillinge bekommt?**

Das Risiko im Einzelfall lässt sich schwer bewerten. Wenn eine sehr gesunde, sehr fitte, materiell abgesicherte Frau unter optimaler medizinischer Betreuung mit 53 Jahren schwanger werden möchte, kann das eine legitime persönliche Entscheidung sein. Und auch wenn es unwahrscheinlich ist: Die Möglichkeit, dass eine Frau mit über fünfzig Jahren auf natürlichem Wege schwanger wird, besteht übrigens. Die älteste Frau, von der wir in diesem Zusammenhang wissen, war 58 Jahre alt.

**Der späte Kinderwunsch ist ein Trend. Nicht nur die Karriereoptionen der heutigen Frau, auch die steigende Lebenserwartung spielt hier mit hinein. Verschiebt sich parallel dazu das Fruchtbarkeitsfenster?**

Das ist das Problem: Die Eierstöcke der Frau halten nicht Schritt mit der allgemeinen Entwicklung der Lebenserwartung. Während sich die Spermien der Männer millionenfach durch Zellteilung regenerieren und Charlie Chaplin mit achtzig Jahren noch ein Kind zeugen konnte, regenerieren sich die Eier der Frau nicht. Ab 34 Jahren ist das Erbgut in den Eizellen zunehmend brüchig und fehleranfällig. Es ist nicht absehbar, dass sich das ändert.

**Die Evolution müsste sich etwas einfallen lassen.**

Sie hatte wohl einfach nicht genug Zeit dazu. Erst mit der Ausbreitung der Verhütungsmittel ab den fünfziger Jahren verschiebt sich das Alter, in dem Frauen ihre Kinder bekommen, nach hinten. Bis auf die Eizellenspende von jüngeren an ältere Frauen gibt es hier bis jetzt keine Lösung.

**Wie hilfreich ist die Möglichkeit, eigene Eizellen einfrieren zu lassen?**

Ich betrachte sie als Notlösung für Frauen, die Kinder möchten, aber aufgrund ungünstiger Schicksalswendungen mit dreissig noch nicht absehen können, wann die Familiengründung geschehen könnte. Als einen gesellschaftsfähigen Entwurf für die Mehrheit der Frauen sehe ich die Eizellenvorsorge aber nicht an. Der natürliche Weg, schwanger zu werden, ist im-



*Späte Zwillinge: Hildebrand, Louis-Dreyfus.*

mer noch der sicherste – wer die Wahl hat, sollte nicht warten, bis es dafür zu spät geworden ist.

**Wie liegen die Kosten bei den assistierten Befruchtungsmethoden?**

Im Raum Zürich kostet das Einfrieren der eigenen Eizellen etwa 5000 Franken. Eine künstliche Befruchtung liegt pro Anlauf bei unter 10000 Franken. Die Eizellenspende von einer Frau an die andere ist in der Schweiz zwar nicht erlaubt, lässt sich aber über das Ausland arrangieren. Spanien ist eine beliebte Anlaufstelle. Dort kostet eine Eizellenspende etwa 10000 Euro.

**Wie können junge Frauen präventiv ihre Fruchtbarkeit positiv beeinflussen?**

Nichtraucherin werden oder bleiben. Sport treiben. Genug schlafen. Und ein normales Gewicht halten. Nicht zuletzt sollten Frauen mit Kinderwunsch ab dem Alter von dreissig Jahren nur Beziehungen mit Männern eingehen, die für diesen Wunsch offen sind.

**Wenn der Weg am Ende aber doch in die Klinik führt: Wie viele Befruchtungszyklen sind vertretbar?**

Die Krankenkasse zahlt – bevor das Reagenzglas notwendig wird – drei Inseminationen pro Schwangerschaft. Wenn diese drei nicht fruchten, führen wir ein Gespräch mit dem Paar, das sich ab dann finanziell beteiligen muss. Die In-vitro-Fertilisation mit eigenen Eizellen muss aber nicht das Ende

sein. Mit fremden Eizellen können sich die Chancen noch einmal um den Faktor 5 oder sogar 10 verbessern.

**Danach gibt es noch die Leihmutterchaft oder Adoption.**

Leihmutterchaft ist in der Schweiz verboten. Seriös wird sie nur in den USA angeboten. Im Einzelfall kann sie sinnvoll sein für Frauen, die ohne funktionsfähige Gebärmutter zur Welt gekommen sind. Doch das ist ein Randphänomen.

**Haben Sie schon einmal Frauen, die mit Ihrer Hilfe schwanger werden wollten, aufgrund ihres Alters abgewiesen?**

Frauen Mitte vierzig habe ich schon häufig mit Bedauern abgewiesen, wenn die Wahrscheinlichkeit einer gesunden Schwangerschaft aus eigenen Eizellen bei unter fünf Prozent liegt. Wenn nur die Eizellen der Frau nicht gut sind, sie selbst aber gesund ist, rate ich zur Eizellenspende im Ausland. Wir dürfen hier zwar keine direkten Überweisungen tätigen, aber sehr wohl Kontakte vermitteln.

**Was ist die Zukunftsmusik der Fortpflanzungstechnik?**

Die Präimplantationsdiagnostik ist im Vormarsch: Embryonen können untersucht werden, bevor man sie einsetzt. In Spanien wird das bereits im frühen Stadium praktiziert, in der Schweiz haben wir einer Liberalisierung zugestimmt und müssen im Sommer noch über das Referendum abstimmen. Ich persönlich hoffe auf eine weitere Liberalisierung, denn die Präimplantationsdiagnostik spart Zeit und Kosten. Man wird zum Beispiel bei Frauen über 38 Jahren viel schneller sagen können, ob sie mit den eigenen Eizellen überhaupt schwanger werden können. Der Fortschritt läuft auf dem Gebiet der Gentechnologie ab. Heutzutage kommt es bei der künstlichen Befruchtung noch häufig zu Mehrlingsgeburten. In Zukunft könnte man aber auch den Energiegehalt der Embryonen untersuchen mit dem Hauptziel, nur noch einen einzigen Embryo einzusetzen und damit Zwillinge – sofern nicht gewünscht – zu verhindern.



Dr. med. Michael Singer ist Fortpflanzungsmediziner im Ärzteteam Gyné am See in Küsnacht ZH.

# «Ertränkt sie im Blut»

Mit seinem Propagandafilm aus Syrien will der Islamische Zentralrat laut seinen eigenen Worten Radikalisierungstendenzen unter Jugendlichen entgegenwirken. Wer sich aber den Soundtrack anhört, erhält einen gegenteiligen Eindruck. *Von Kurt Pelda*

Er stehe für den Islam der Mitte und distanzieren sich von jeder Form von Extremismus, liess der Islamische Zentralrat Schweiz (IZRS) kürzlich verlauten. Das Zentralorgan der hiesigen Konvertiten und Salafisten reagierte damit auf das Strafverfahren, das die Bundesanwaltschaft gegen das IZRS-Vorstandsmitglied Naim Cherni eingeleitet hatte. Der 24-jährige Berner mit deutschem Pass hatte in Syrien einen Propagandafilm zur Verherrlichung der sogenannten Eroberungsarmee gedreht, ein Bündnis verschiedener Rebellengruppen, darunter die syrische Al-Qaida-Filiale Nusra-Front.

Stein des Anstosses war ein Interview mit Abdullah al-Muhaysini, einem saudi-arabischen Dschihadisten, der sich selber gerne als unabhängige Stimme bezeichnet, in Wirklichkeit aber ein Chefideologe der Nusra-Front ist. Muhaysini ruft im Interview die europäischen Jugendlichen auf, zum Dschihad nach Syrien zu kommen. Die Bundesanwaltschaft wirft Cherni nun vor, gegen das Bundesgesetz über das Verbot von al-Qaida und der Terrorgruppe Islamischer Staat (IS) verstossen zu haben. Sollte es wirklich zur Anklage und zu einer rechtskräftigen Verurteilung kommen, droht Cherni eine Strafe von bis zu fünf Jahren Haft. Es gilt die Unschuldsvermutung.

## Aufruf zum Mord an Juden

Wer sich die arabischen A-cappella-Gesänge, quasi die Musik zum IZRS-Film «Die wahrhaftige Morgendämmerung», zu Gemüte führt, dem gefriert allerdings das Blut in den Adern. Kann man mit solchen Texten tatsächlich die Radikalisierung bekämpfen, oder tut der Islamrat damit nicht eher das exakte Gegenteil – allen geheichelten Beteuerungen zum Trotz?

Während Cherni im Film mit dem Dschihadisten Muhaysini zur syrischen Kriegsfront spaziert, ist im Hintergrund ein Lobgesang auf die palästinensische Terrororganisation Hamas zu vernehmen. Im Lied mit dem Titel «Ein Berg namens Hamas» wird der Heilige Krieg gegen die Juden glorifiziert. Unter anderem so: «Wir schwören, wir werden ihnen [Anm. d. R.: den Juden] in jedem Tal entgegenreten. Dann werden die Flaggen hochgezogen, das sind die Fahnen des Dschihad.» Später – Cherni und Muhaysini bewegen sich gerade durch einen Schützengraben – wird der Gesang lauter, und es heisst: «So ergreift sie und tötet sie, wo auch immer ihr sie findet, und schlägt jeden, ertränkt sie im Blut.» Dass

der IZRS – siebzig Jahre nach dem Holocaust – einen Aufruf dazu verbreitet, die Juden in ihrem Blut zu ertränken, ist eine Schande für die Schweiz und sollte Grund genug sein, das Zentralorgan der salafistischen Heuchler endlich zu verbieten.

## Die Schweiz als Refugium

Schützenhilfe erhält der Islamrat inzwischen aus eher ungewohnter Ecke. Der zum Salafismus konvertierte Deutsche Bernhard Falk hat sich beim IZRS nach dem Film erkundigt und findet es bedauerlich, dass die Justiz mit einem Verfahren darauf reagiert, wie der Mann am Telefon erzählt. Falk war früher Anhänger der linksextremen Roten-Armee-Fraktion (RAF) und sass wegen Terroranschlägen im Namen der sogenannten Antiimperialistischen Zelle fast dreizehn Jahre in deutschen Gefängnissen. Kürzlich kam er nach Zürich. Auf seiner Facebook-Seite schrieb der bekennende Sympathisant von al-Qaida dazu: «Um dem extremen Druck in der BRD etwas ausweichen zu können, ist die Schweiz [...] phasenweise ein wohltuendes Refugium... Wie man allerdings anhand der Repression gegen die Schweizer Muslime sieht, die den hervorragenden, informativen Syrien-Film «Die wahrhaftige Morgendämmerung» über die Mudschahedin produziert haben [...], gibt es auch in der Schweiz

einen anti-islamischen Repressionsapparat, der problematisch ist...»

Die Schweiz ist für Falk also offenbar ein Zufluchtsort für radikale Islamisten, ein Land, in dem man sich – unbeobachtet vom kastrierten Nachrichtendienst – mit Gleichgesinnten treffen kann. Seit den Anschlägen von Paris hätten die Kontrollen in der EU stark zugenommen, sagt Falk. Sie gipfelten zum Teil in willkürlichen Massnahmen gegen Muslime und seien unglaublich übertrieben, zum Beispiel, wenn Polizisten mit Maschinenpistolen in Bahnhöfen patrouillierten. Neben Zürich besuchte der ehemalige Terrorist auch Davos. Dort liess er sich in einem Video mit dem Titel «Das Verbrechen von Davos» verewigen. Darin behauptet Falk, dass am Weltwirtschaftsforum (WEF) die Entscheidungen über die «Kriegführung gegen die Muslime» gefällt würden. Es werde da auch die Ausbeutung der Muslime und die Bekämpfung des islamischen Widerstands verabredet – jedes Jahr aufs Neue. «Wir müssen als Muslime deutlich machen, dass das nicht die Art und Weise ist, die wir akzeptieren können.» Das richte sich nicht gegen die Schweiz, aber die Schweiz müsse natürlich wissen, dass sie sich damit eine wirklich schwere Verantwortung aufbürde. Ein Schelm, wer dahinter eine Drohung gegen das am 20. Januar beginnende WEF vermutet. ○



Spaziergang an der Kriegsfront: IZRS-Vorstandsmitglied Cherni im syrischen Rakka.



Deutschland

## Dann ist dies nicht mein Land

Darf auch ich, bitte schön, um Asyl in der Schweiz nachsuchen? Ich habe an den besten Universitäten der Welt studiert, und ich kenne mich in meinem Fach recht gut aus. Ich verstehe sogar schon Schweizerdeutsch.

Von Axel Meyer

Liebe Schweizer, nach meinem Studium in den USA und meiner ersten Professur dort kehrte ich wieder nach Deutschland zurück, wo ich nun seit 1997 an der «Exzellenzuniversität» Konstanz forsche und lehre. Ich bin Bürger dieser schönen Stadt, die viele von Ihnen als günstiges Einkaufsziel kennen.

Insgesamt sechzehn Jahre lebte ich in Amerika, und die Entscheidung, in meine Heimat zurückzukehren, hat mich damals viele schlaflose Nächte gekostet, denn Heimweh hatte ich nicht. Letzthin begann ich zu überlegen, ob es nicht ein Fehler gewesen war. Denn ich mache mir grosse Sorgen um gefährliche Entwicklungen in Deutschland. Gleichzeitig sehe ich, dass es auch anders geht, wie – gleichsam als Gegenentwurf – am andern Ufer des Bodensees die Schweiz funktioniert. Deshalb überlege ich mir ernsthaft, zu Ihnen, liebe Schweizer, auszuwandern.

In Ihrem Land funktioniert vieles besser, und – trotz niedrigerer Steuern – effizienter. Im Gegensatz dazu habe ich den Eindruck, dass Deutschland gerade dabei ist, freiwillig seine wirtschaftlichen Errungenschaften, kulturellen Werte und vielleicht sogar den gesellschaftlichen Frieden aufzugeben. Vor allem aber scheinen Sie, die Eidgenossen, noch Ihren politischen Verstand bewahrt zu haben.

Politische Entscheidungen sollten möglichst rational und frei von Emotionen gefällt werden. Aber aus der deutschen Politik scheint sich der Verstand zunehmend zu verabschieden. Noch 1973 hatte Bundeskanzler Willy Brandt als Reaktion auf die Ölkrise einen Anwerbestopp für Gastarbeiter angeordnet. Er sah das nicht als feindselige Aktion gegen Ausländer; er begründete den Schritt damit, dass wir in einer wirtschaftlichen Krise «natürlich zuerst an unsere eigenen Landsleute denken müssen». «Landsleute» – solche Wörter durfte man damals noch verwenden.

Auch sein Nachfolger Helmut Schmidt nannte es später einen «Fehler, dass wir zu Beginn der sechziger Jahre Gastarbeiter aus fremden Kulturen ins Land holten». In seinem Buch «Ausser Dienst» schrieb er: «Wer die Zahlen der Moslems in Deutschland erhöhen will, nimmt eine zunehmende Gefährdung unseres inneren Friedens in Kauf.» Solche Aussagen kann sich wohl nur ein sehr beliebter Altkanzler jenseits der neunzig erlauben. Als xenophober Rassist wurde Helmut Schmidt denn auch nie bezeichnet.

Im Gegenteil: Seine Rationalität wurde unlängst wieder in den Nachrufen auf ihn besonders hervorgehoben. Aber wie ist es um die Rationalität deutscher Politiker heute bestellt? Als unsere Kanzlerin, immerhin eine promovierte Physikerin, 2011 eine 180-Grad-Wende vollzog und als Reaktion auf Fukushima den überhasteten Ausstieg aus der Atomenergie verkündete, waren viele, gerade auch im Ausland, konsterniert. So viel Emotionalität hätte man von Deutschen nicht erwartet. Emotion statt Verstand – dasselbe Prinzip gilt nun auch für die Öffnung



Und der Bürger? Kanzlerin Merkel.

der deutschen und damit europäischen Grenzen für Flüchtlinge. Die vermeintlich kühle Kanzlerin handelte wohl abermals aus einem Gefühl heraus und schuf so eine Situation, die sich den meisten Bürgern Deutschlands und Europas nicht erschliesst. Vor allem unsere Nachbarn wollen den offenkundig selbstzerstörerischen Kurs der Kanzlerin nicht mitmachen. Warum sollten sie auch die Zeche von Frau Merkels Einladung mit bezahlen?

Was hat die kluge Angela Merkel geritten? Eine denkbare, zugegeben «küchenpsychologische» Erklärung wäre, dass die kinderlose Kanzlerin sich im Juli vorhalten lassen musste,

ein Flüchtlingsmädchen nicht empathisch genug getröstet zu haben. Nun, sie ist Kanzlerin, keine Kindergärtnerin. Das nächste einschneidende Erlebnis war Ende August der Besuch eines Flüchtlingsheims, wo sie von Bürgern als «Volksverräterin» beschimpft wurde.

### Merkels Mantra

Dazwischen ist irgendetwas mit ihr passiert, denn von nun an wurde «Wir schaffen das» ihr Credo und ihr Mantra. Wir Bürger wurden natürlich nicht gefragt, die Kanzlerin teilte uns lediglich bündig mit: Wenn wir ihre Entscheidung nicht akzeptierten, dann sei das eben nicht mehr ihr Land. Wenn Frau Merkel bei den nächsten Wahlen einen Denkkettel erhält, muss sie sich vielleicht wirklich ein neues Volk suchen. Aber der Schaden wird nicht rückgängig zu machen sein, und es wird auch nicht mehr unser Land sein, wie wir es kannten.

Bis dahin muss der von seinen Politikern verlassene Bürger selber reagieren, so gut er kann. Viele haben schon abgestimmt – nicht an der Urne, sondern mit den Füßen: Ob Industrielle wie Klaus-Michael Kühne, Isolde Liebherr, Andreas Jacobs und Theo Müller oder Sportler und Entertainer wie Thomas Gottschalk, Herbert Grönemeyer, Boris Becker, Günter Netzer oder Sebastian Vettel, sie wohnen alle nicht mehr in Deutschland, und sehr viele von ihnen leben in der Schweiz. Das hat sicher viele Gründe: niedrige Steuern, direkte Demokratie, bürgerorientierte Verwaltung. Aber neuerdings kommt ein weiterer Grund hinzu: Die Furcht vor der undurchdachten Politik unserer Politiker treibt diese mobilen «Flüchtlinge» aus dem Land. Es scheint mir nur zu verständlich zu sein, in dieser Situation nach Alternativen ausserhalb Deutschlands und der EU zu suchen. Wer kann, hat das sinkende Schiff schon verlassen, viele andere erwägen diesen Schritt.

Darf auch ich, bitte schön, um Asyl in der Schweiz nachsuchen? Ich habe an den besten Universitäten der Welt studiert, und ich kenne mich in meinem Fach recht gut aus. Ich weiss zwar nicht mehr, welche «westlichen» Werte wir eigentlich noch haben und verteidigen sollten, aber gute alte deutsche Sekundärtugenden sind mir nicht fremd. Ich verstehe sogar schon Schweizerdeutsch, jedenfalls in der Thurgauer Variante.

Axel Meyer ist Inhaber des Lehrstuhls für Zoologie und Evolutionsbiologie an der Universität Konstanz.

# Le Carrés Schweizer Jahr

Der britische Bestsellerautor John le Carré, bürgerlich David John Moore Cornwell, verbrachte als Siebzehnjähriger ein Studienjahr in Bern. Er machte erste Erfahrungen als Spion, tastete sich behutsam ans andere Geschlecht heran und arbeitete als Elefantenputzer beim Circus Knie. *Von Adam Sisman*

«In Bern ist alles verboten» – dieser Ausspruch war in den späten 1940ern noch immer gültig. Bern war eine ordentliche, nüchterne Stadt, puritanisch und konservativ, in der man Fremden mit Misstrauen begegnete. Deutsche waren nach dem Krieg besonders unbeliebt, ebenso Flüchtlinge aus dem Osten. Briten aber waren geduldet.

David traf Mitte Oktober 1948 in Bern ein, wenige Tage vor seinem siebzehnten Geburtstag. Ausnahmsweise gut bei Kasse, fuhr er mit dem Taxi direkt zum besten Hotel der Stadt, dem «Bellevue Palace», wo er sich für eine Nacht ein Zimmer nahm und auf der Terrasse den grandiosen Alpenblick bewunderte. Am nächsten Morgen ging er zu Fuss zur Kantonalbank am nahegelegenen Bundesplatz. Ein freundlicher Herr Joss eröffnete ein Konto für den jungen Engländer und erklärte ihm den Weg zur Universität.

David trug dem Chef des Immatrikulationsbüros sein Anliegen vor. Als er mit seinem Schuldeutsch nicht mehr weiterkam, setzten sie das Gespräch mit dem Bürochef auf Englisch fort. Er erklärte, dass er deutsche Sprache und Literatur studieren wolle. Der Bürochef hielt das nicht für eine besonders sinnvolle Wahl und schlug ihm vor, vielleicht mit einem Einführungskurs in Philosophie zu beginnen, damit werde er weniger Mühe haben, doch David liess sich nicht umstimmen. Mit einem verschmitzten Lächeln wünschte der Bürochef dem jungen Mann viel Glück und schüttelte ihm die Hand.

Am Ende dieses Tages war David stolzer Besitzer eines Studentenausweises, und er hatte eine Unterkunft gefunden, dummerweise in einem Haushalt, in dem Französisch gesprochen wurde.

Einige Wochen später traf sein Freund Ronald Cornwell in Bern ein. Gemeinsam gingen sie zur Kantonalbank und zahlten mehrere hundert Franken auf Davids Konto ein und stellten weitere Zahlungen in Aussicht. In der irrigen Annahme, dass Schweizer Bankmanager genauso leicht zu manipulieren seien wie ihre britischen Kollegen, lud Ronnie Herrn Joss zu einem ausführlichen Mittagessen ein und reiste anschliessend nach St. Moritz weiter.

Die ersten Wochen an der Universität waren schwierig für David. Er besuchte Seminare, bei denen er sich nicht traute, den Mund aufzumachen, und Vorlesungen, die er selbst dann nicht verstanden hätte, wenn sie auf Englisch gehalten worden wären. Seine beiden Profes-

soren stammten aus Deutschland. Der eine war Fritz Strich, dessen bedeutende Studie «Goethe und die Weltliteratur» erst zwei Jahre zuvor erschienen war. Strich porträtierte Goethe als Vertreter der Weltliteratur, in bewusstem Gegensatz zu den Nationalsozialisten, die ihn und andere deutsche Kulturgrößen für ihre eigenen Zwecke vereinnahmt hatten. Der andere war Jonas Fränkel, der sich hauptsächlich mit Gottfried Keller und Carl Spitteler beschäftigte, zwei Schweizer Schriftstellern, von denen David noch nie gehört hatte. Er notierte die Namen und schlug sie später in der Bibliothek nach. Schweizer Professoren,



*Patriotische Pflicht:* zu Berg mit Freundin Ann.

denen Fränkel erhebliche Fehlleistungen nachgewiesen hatte, hatten gegen den Germanisten intrigiert und seine Entlassung als Herausgeber der gesammelten Werke Kellers erreicht (der Kanton Zürich verweigerte ihm sogar den Zutritt zum Keller-Archiv) und ihm die Arbeit zu Spitteler nach Kräften erschwert.

## Mit dem Eifer eines Konvertiten

Nach einem seiner Seminare, denen zu folgen David offenkundig Mühe hatte, nahm Professor Strich ihn beiseite. «Junger Mann, was wollen Sie hier?», fragte er. «Ich bin Engländer», antwortete David. «Ich möchte die deutsche Kultur studieren.» – «Seien Sie mir willkommen», sagte der Professor würdevoll.

Mit dem Eifer eines Konvertiten studierte David unter Strichs Ägide deutsche Literatur. Statt Keats war nun Hölderlin angesagt, statt Byron Heine. Und in Stunden romantischer Gefühlsseligkeit und unmöglicher Liebe griff er zu «Die Leiden des jungen Werther». Er begann, schüchterne Gedichte über verlorene Welten zu schreiben und düstere Landschaften zu malen, die es, wie er damals fand, durchaus mit den Werken Noldes aufnehmen konnten. Wenn er durch die Laubengänge des winterlichen Bern streifte, rezitierte er Hermann Hesse: «Seltsam, im Nebel zu wandern! / Einsam ist jeder Busch und Stein, / kein Baum sieht den anderen, / jeder ist allein.»

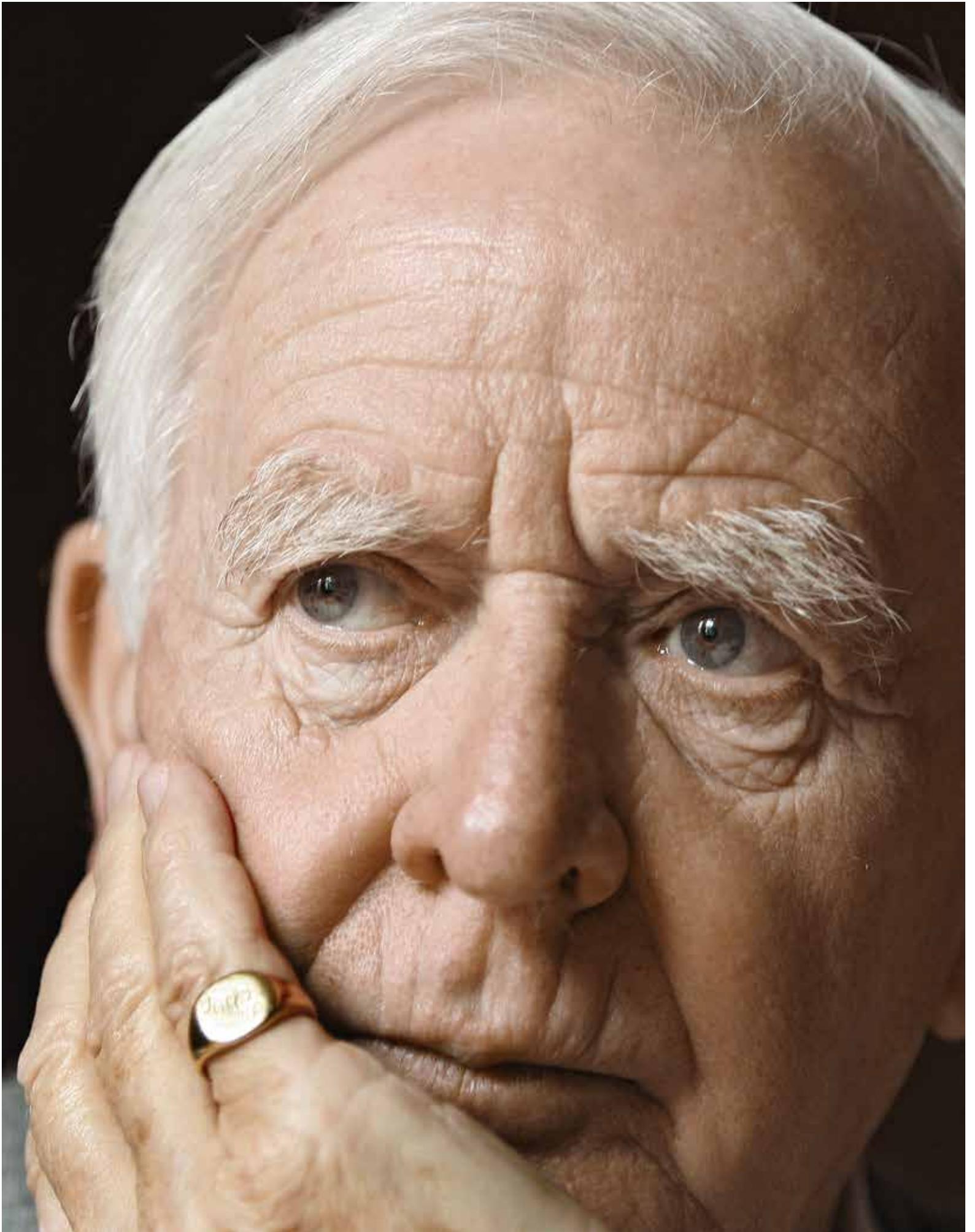
Nicht, dass er die ganze Zeit allein gewesen wäre. Bald gewann er Freunde, darunter Kaspar von Almen, einen Kommilitonen, mit dem er intensive Gespräche über Dichtung und Seele führte und über die kulturellen Unterschiede zwischen Engländern und Schweizern. Almen kam aus einer reichen Familie, der Hotels auf der Kleinen Scheidegg im Berner Oberland und in Trümmelbach, unterhalb der Jungfrau, gehörten. (Trümmelbach war ein romantischer Ort: Byron hatte 1816 dort gewohnt und sich zu seinem Gedicht «Manfred» inspirieren lassen.) Da Almen bemerkt hatte, dass David sich einsam fühlte und kein Geld hatte, lud er ihn über die Weihnachtstage zum Skifahren in die Berge ein.

## Zimmer neben der Toblerone-Fabrik

In der Berner Pension, in der Almen während des Semesters wohnte, gab es auch eine junge Frau namens Erika, die später seine Frau wurde. Als er sie zu einem Kinobesuch einlud, machte sie sich Hoffnungen – ohne zu ahnen, dass Almen sein Herz, wenn auch nur zeitweilig, einer Engländerin geschenkt hatte. Vor dem Kino wurden sie von einem anderen jungen Mann erwartet. «Ich warte noch auf jemand, das hier ist mein Freund David», sagte Almen. Erika war zuerst enttäuscht, aber dann sah sie sich David etwas genauer an und fand ihn gar nicht so übel.

In Bern unternahm David schüchterne Ausflüge in das Reich der Liebe. Besonders angetan hatte es ihm eine Professorientochter namens Ursula, mit der er Spaziergänge an der Aare machte, stets begleitet von einer Anstandsperson.

Mit Tränen in den Augen teilte Herr Joss ihm mit, dass auf seinem Konto kein Geld mehr sei. Ein von Herrn Cornwell eingereicherter Scheck sei nicht gedeckt gewesen. David verabschiedete-



«Seltsam, im Nebel zu wandern!»: Schriftsteller le Carré.

te sich von der französischsprachigen Familie und fand in der Länggassstrasse eine winzige Mansardenkammer. In den anderen Zimmern im Dachgeschoss wohnten arme Leute, überwiegend Arbeitslose. Für den ganzen Flur gab es als Waschmöglichkeit nur ein Ausgussbecken mit kaltem Wasser. Gleich nebenan war die Toblerone-Fabrik, so dass es im Haus immer nach Schokolade roch. Die Wirtin, eine Frau Schreuers, die mit ihrem Sohn Lothar im dritten Stockwerk wohnte, brachte David Salami und Pfefferminztee zum Frühstück, damit er bei Kräften blieb.

Inzwischen jobbte er stundenweise als Kellner im Bahnhofsbuffet, und für den Circus Knie säuberte er Käfige und schrubhte Elefanten. Auf dem Weg zur Arbeit wurde er einmal von einem Polizisten angehalten, der ihm mit Ausweisung nach England drohte, weil er mit einem nicht zugelassenen Fahrrad unterwegs war.

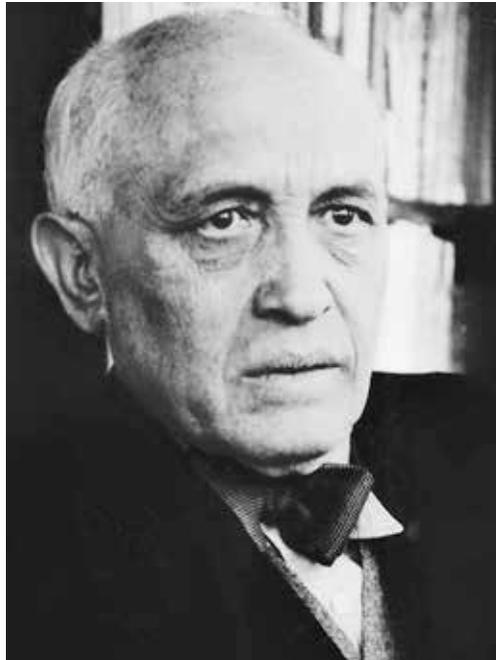
An Samstagnachmittagen zog David seinen besten Anzug an und ging zum Tanztee ins «Bellevue Palace». Sonntags ging er mit den Schreuers an der Aare spazieren oder fuhr hinauf auf den Gurten, von wo aus man einen weiten Blick über die Stadt hat.

### Vorbilder für Romanfigur

Wie David rasch feststellte, ist Schweizerdeutsch nicht dasselbe wie Hochdeutsch. In Bern Germanistik zu studieren, sagte er später, war ungefähr so, als wollte man in New Orleans klassisches Französisch lernen. Bei einer Frau Karsten, einer Hamburgerin, nahm er Deutschunterricht. Einige Kommilitonen sprachen freundlicherweise Hochdeutsch mit ihm, doch die meisten wollten ihr Englisch

### Von Almen hatte ihn zum Skifahren in Wengen eingeladen. Das holte ihn wieder zurück in die Realität.

üben, so dass er sich mit deutschen Studenten zusammentat. Sie erzählten ihm von ihren Kriegserlebnissen und von den Schwierigkeiten in den letzten Jahren, von denen sich ein junger Engländer kaum einen Begriff machen konnte. Einer von ihnen war Alexander Heussler aus Kemnitz, einem Ort bei Greifswald in der russischen Besatzungszone. Er war älter als David und hatte schon seinen Doktor gemacht. Ein anderer war Horst Nözholt, der ebenfalls älter als David war und beim Militär gewesen war. Auch er kam aus Ostdeutschland und kehrte nach beendetem Studium dorthin zurück. Heussler und Nözholt verschmolzen zur Figur des Axel in «Ein blendender Spion». «Keiner entspricht dem fertigen Porträt», schrieb David später, «weil man den Personen letztlich etwas von sich selbst geben muss, damit man sie verstehen kann.» Roland Reinäcker dagegen, den David über Kaspar von



*In Ungnade gefallen:* Professor Jonas Fränkel.

Almen kennenlernte, kam aus Essen, das in der britischen Besatzungszone lag. Seine Mutter war Schweizerin. Er misstraute Nözholt, den er im Verdacht hatte, ein Spion zu sein.

Vielleicht, weil er sich mit dem jungen Werther identifizierte, erlebte David in Bern eine Krise, wie er einer Freundin zwei Jahre später in einem nachts um vier Uhr geschriebenen Brief gestand. «Ich werde Dir von Dingen berichten», heisst es darin, «die ich niemand sonst erzählen werde und auch noch nie erzählt habe.» Ausführlich schrieb er von seinen Fremdheitsgefühlen. «Wo immer ich war, trampelten die Leute auf allem herum, was mir lieb war. Gott hatte sich anscheinend einen riesigen Scherz mit mir erlaubt, und was mir das Wichtigste war, erschien mir als Spiegel aller menschlichen Schlechtigkeiten. Ich begann, der Liebe völlig zu misstrauen.» Es ist nicht klar, was er damit sagen will, doch aus dem Kontext wird deutlich, dass er sich etwas von der Seele schreibt, was ihm wichtig ist. Er berichtete von einer imaginären Freundin namens Judy, der er Liebesgedichte schrieb – vielleicht eine Version des Mädchens in Thorpeness.

Kaspar von Almen hatte ihn ja zum Skifahren in Wengen eingeladen, und das holte ihn wieder zurück in die Realität. Auf dem Hang wurde er einmal von einer erschreckend dünnen Engländerin mit stechenden Augen angesprochen. Das war Rose Hepworth, die eindrucksvolle Sekretärin des «Downhill Only Ski Club», Treffpunkt britischer Skifahrer in Wengen seit 1925. Sie suchte Mitglieder für die Klubmannschaft, fähige Skifahrer, die nach entsprechender Vorbereitung an internationalen Wettbewerben teilnehmen würden. Mit befehlsgewohnter Stimme, wie er sie später aus dem Mund der ersten britischen Premierministerin hören sollte, machte sie ihm klar, dass das seine patriotische Pflicht sei. Er lehnte ab, worauf sie erklärte, dass

er sich nicht lächerlich machen solle. «Es wird zu Ihrem Vorteil sein, und Sie werden Ihrem Vaterland dienen.»

### Unbezahlte Rechnung in St. Moritz

David wurde von Frau Schreuers ans Telefon gerufen, sein Freund Ronnie Cornwell wolle ihn sprechen. «Mein Sohn, ich habe Arbeit für dich.» Er solle nach St. Moritz fahren, wo die letzte Rechnung noch immer nicht bezahlt war, er solle das doch mit seiner Überzeugungskraft regeln. Für David war das ein vertrauter Auftrag. Er sollte erklären, dass es bei der Überweisung des Betrags unerwartete Schwierigkeiten gegeben habe, doch nun sei das Problem gelöst und das Geld werde bald eintreffen. «Und wo du schon mal da bist», sagte Ronnie, «lass dir ein Steak bringen und setz es auf meine Rechnung.»

David fuhr nach St. Moritz und trug Herrn Badrutt vom Hotel «Palace», einem hochgewachsenen, freundlichen Mann, rotgesichtig und nervös, stammelnd sein Anliegen vor. Badrutt war die Situation vermutlich ebenso unangenehm wie dem jungen Mann. Höflich dankte er dem jungen Emissär für seine Bemühungen und nannte ihm die Abfahrtszeit des nächsten Zugs, der ihn wieder nach Bern bringen würde, ohne zu ahnen, dass David per Autostopp reisen wollte, da er kein Geld hatte.

So jedenfalls stellt David die Geschichte dar. Er wusste nicht, dass Ronnie tatsächlich versucht hatte, die Hotelrechnung zu begleichen, wenn auch auf nicht ganz saubere Weise. 1954 wurde er verurteilt, sich zu jener Zeit Schweizer Franken von einem nicht lizenzierten Händler geliehen zu haben, möglicherweise seinem Kontaktmann in der Schweizer Botschaft in London. Vielleicht hatten die Badrutts, aus Sorge, nie etwas von ihrem Geld zu sehen, die beabsichtigte Zahlungsmethode den Behörden gemeldet.

David's Streifzüge führten ihn auch zur englischen Kirche im Berner Kirchenfeldquartier, mehr aus dem Bedürfnis, wieder englische Stimmen zu hören, als dass er mit seinem Schöpfer kommunizieren wollte. Am Weihnachtstag lernte er dort eine Dame in Tweedkostüm und mit vernünftigem Schuhwerk kennen, die sich als «Wendy Gillbanks» vorstellte und ihren gutaussehenden, charmannten Bekannten als «Sandy», beide von der Konsularabteilung der britischen Botschaft. Sie luden ihn für den nächsten Tag auf ein Glas Sherry und eine kleine Mahlzeit ein, bei der sie ihn vorsichtig aushorchten. Als man irgendwann auf das Thema «Dienst fürs Vaterland» zu sprechen kam, war David entschlossen, sich als Patriot zu erweisen, denn er wusste, dass sein Vater nicht viel zum Kampf gegen Hitler beigetragen hatte. Als ihm auf der Botschaft ein Dokument vorgelegt wurde, möglicherweise eine Geheimhaltungsverpflichtung, unterschrieb er sofort.

Als Sandy David bat, zu Versammlungen linker Studenten zu gehen und zu berichten, ob ihm dort andere Briten oder Tschechen oder Ungarn aufgefallen seien, willigte er daher sofort ein, obwohl diese Versammlungen am späten Abend stattfanden und er Mühe hatte, den Diskussionen zu folgen. Und als er gebeten wurde, für einen Tag nach Genf zu fahren und sich mit einem aufgeschlagenen Buch mit Goethe-Gedichten auf eine Parkbank zu setzen und auf jemanden zu warten, der ihn fragen würde, ob er seinen entlaufenen Hund gesehen habe, willigte er ebenfalls ein.

### Treffen mit Thomas Mann

Bevor sein Jahr in Bern zu Ende ging, besuchte er einen Vortrag, den Thomas Mann anlässlich des 200. Geburtstages von Goethe im Konzertsaal des Kultur-Casinos hielt – ein passendes Thema für Mann, dem in jenem Jahr der Goethepreis verliehen worden war. Nach dem Ersten Weltkrieg hatte er einen Aufsatz über die Rolle des Künstlers in der Gesellschaft geschrieben, der auf einem Vergleich zwischen Goethe und Tolstoi beruhte. Und 1939 hatte er «Lotte in Weimar» fertiggestellt, einen Roman über Goethe, in dem der Dichter in hohem Alter der Frau wiederbegegnet, die er vierzig Jahre zuvor geliebt und die ihn zu seinem «Werther» inspiriert hatte. Manns fiktiver Goethe sagt über die Deutschen, dass sie sich «jedem verzückten Schurken gläubig hingeben, der ihr Niedrigstes aufruft, sie in ihren Lastern bestärkt und sie lehrt, Nationalität als Isolierung und Rohheit zu begreifen». Niemand, der in den Nachkriegsjahren «Lotte in Weimar» las, kam umhin, Parallelen zu jenem Schurken zu ziehen, der wenige Jahre zuvor die Deutschen in die Katastrophe geführt hatte. Auch Hartley Shawcross, der britische Chefankläger bei den Nürnberger Prozessen, zitierte diese Passage in seinem Schlusswort in

der irrigen Annahme, es habe sich um authentische Worte Goethes gehandelt.

Zu Davids Verärgerung wurde Manns Vortrag von Neonazis gestört, die auf Protestplakaten erklärten, dass der Schriftsteller kein Deutscher mehr sei.

Voller Begeisterung machte David sich auf den Weg zur Künstlergarderobe. Der Mann, der ihm die Tür öffnete, erinnerte ihn im ersten Moment an Clifton Webb. Der grosse Schriftsteller fragte ihn, was er wünsche. «Ich möchte Ihnen die Hand schütteln», antwortete er. «Bitte sehr», sagte Thomas Mann und hielt ihm die Hand hin.

### «Versprich mir, mein Freund, dass du nie ein Buch schreiben wirst.»

Nach einem Jahr in Bern konnte David fließend Deutsch sprechen. Frau Karsten meinte jedoch, dass er, wenn er das wahre Deutschland kennenlernen wolle, dorthin fahren müsse, «selbst in diesen schweren Zeiten». Ende des Sommersemesters 1949 machte er sich also auf den Weg nach Deutschland, genauer gesagt in die Bundesrepublik, die – nach der Teilung Deutschlands in West und Ost – kurz zuvor gegründet worden war. Die Berlin-Blockade hatte ihr Ziel verfehlt, Westberlin blieb weiterhin eine Insel in einem roten Meer. David fuhr mit Roland Reinäcker nach Essen, wo dessen Eltern lebten, und sah sich im Ruhrgebiet um, das nach den alliierten Luftangriffen noch immer weitgehend in Ruinen lag. Er besuchte das ehemalige Konzentrationslager Bergen-Belsen, wo Verwesungsgestank über den Baracken lag, und hatte Mühe, seine Erlebnisse mit den herausragenden Zeugnissen deutscher Kultur zu vereinbaren, die er in den zurückliegenden Monaten studiert hatte. Er erhielt eine Genehmigung

zum Besuch Westberlins, wo er einen Blick in den Ostsektor warf, der inzwischen die Hauptstadt der neugegründeten Deutschen Demokratischen Republik war.

In Berlin stellte David eine schmerzhaft Hodenschwellung fest. Ein britischer Arzt diagnostizierte Mumps und empfahl Bettruhe, konnte ihn aber nicht in das britische Militärhospital einweisen, weil David Zivilist und sein Visum für Westdeutschland mit dem Zusatz «Privatreise, keine Vergünstigungen» gestempelt war. Er bekam stattdessen ein Bett in einem zum Luftschutzbunker umfunktionierten U-Bahnhof, wo er von seinen deutschen Mitpatienten Schreckensgeschichten zu hören bekam. Sobald er transportfähig war, kehrte er nach England zurück, um sich in Tunmers vollständig auszukurieren. Er legte sich ins Bett, und Jean las ihm vor.

Roland Reinäcker kam für zwei Wochen auf Besuch. Chalfont St. Peter erschien ihm, im Vergleich zum zerstörten Ruhrgebiet, sehr zivilisiert. Morgens um sieben brachte ihm ein Dienstmädchen eine Tasse Tee, und noch vor dem Frühstück unternahm er mit David einen Ausritt. Reinäcker, ein ausgesprochener Frauentyp, fand Davids Stiefmutter sehr attraktiv und sympathisch. Sie und Ronnie gingen mit den beiden jungen Männern ins «Café Royal», wo Marlene Dietrich ein Comeback feierte.

Reinäckers Pate, ein in London lebender Schweizer Schönheitschirurg, an diesem Abend ebenfalls eingeladen, war für einen kurzen Moment verunsichert, als Ronnie erklärte, er könne ihm einen günstigen Bentley besorgen. An einem anderen Tag schickte Ronnie seinen Sohn und den Gast zum Pferderennen nach Nottingham, wo sie auf Prince Rupert setzen sollten. Weisungsgemäss wetteten sie einen hohen Betrag. Und da ihr Pferd als Zweiter ins Ziel kam, konnten sie für Ronnie eine hübsche Summe mitnehmen. Reinäcker erinnert sich, dass David mit der stolzen Erklärung: «Wir sind Besitzer, keine Wetter» sich weigerte, Eintritt zu bezahlen. Damit hatte er den verdeckten Charakter der Operation womöglich preisgegeben.

Zurück in Tunmers, zeigte David dem deutschen Besucher das Manuskript einer Kurzgeschichte, die er geschrieben hatte. Reinäcker wusste, dass David ein guter Karikaturist war. Nachdem er den Text gelesen hatte, sagte er: «Du solltest weiter zeichnen, aber lass die Hände von der Literatur. Versprich mir, mein Freund, dass du nie ein Buch schreiben wirst.»

John le Carré, 84, gehört seit den sechziger Jahren zu den erfolgreichsten Thrillerautoren. Er schrieb Genre-Klassiker wie «Der Spion, der aus der Kälte kam» oder «Dame, König, As, Spion». Seine Bücher werden regelmässig von Hollywood verfilmt.

Bei diesem Text handelt es sich um einen Auszug aus «John le Carré: The Biography» von Adam Sisman.

© Adam Sisman 2015

(Bisher nur auf Englisch erschienen bei Bloomsbury.)

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Schauplatz seiner Literatur: le Carré im Berner Hotel «Bellevue Palace».

# Wirksam gegen Festtagsspeck

Wer sich in der Weihnachtszeit dem kulinarischen Protokoll ergeben hat, ist jetzt zum Handeln gezwungen. Wir verraten, wie Sie effizient Gewicht verlieren und die Lebensfreude steigern können.

Von Thomas Renggli

*The same procedure as every year:* Auf den Festtagsmarathon, die Verwandteninvasion und Bo Katzman folgen Völlegefühl, Kater und das schlechte Gewissen. Mit ein paar Gläsern Neujahrshampagner lässt sich Letzteres locker wegschütten und zu einem Trainingsprogramm veredeln. *Mens sana in corpore sano!* Die Traumfigur vor Augen, richten wir den Fokus auf Fitnessgeräte, die aus jedem wohlstandsverwahrlosten Büromenschen über Nacht (je nach Wahl) ein Unterhosenmodell, eine Schönheitskönigin oder einen Rettungsschwimmer machen.

Die Wunderdinge heissen «Wonder Core Smart», «5 Minutes Shaper» oder «Fittmaxx 5». Sie werden im Werbefenster zwischen Mike Shiva und der neuesten Dampfbügelstation kundenfreundlich positioniert und versprechen den einfachsten und effizientesten Weg zum Waschbrettbauch. Gemäss Botschaft der Fitnessindustrie sollen sie neben der physischen Vollkommenheit sogar noch Spass und Glücksgefühle transportieren.

Was dann aber bleibt, hat mit Trauererfüllung und Lebensfreude nicht viel zu tun: mehr Blasen an den Fingern als beim Zusammenschrauben von Ikea-Möbeln, Krach mit der Ehefrau wegen der missverständlichen Gebrauchsanleitung und Platzmangel im Keller. Der einzige Gewinner ist (ein paar Wochen später) die gebührenpflichtige Sperrgutentsorgung.

## Angst vor dem Stromschlag

Da scheint der «Magic Belt» weniger konfliktverursachend. Er soll durch «einen genialen Mikroprozessor und elektrische Muskelstimulation» einen Bierbauch in ein Sixpack verwandeln – kann bequem unter dem Pullover verborgen und in jeder Lebenslage getragen werden. Das Ergebnis ist tatsächlich famos – zumindest in der TV-Botschaft. Im Vorher-nachher-Vergleich wird aus dem Mitglied eines Thurgauer Kegelklubs ein kalifornischer Surfer (wobei dies nicht als Votum gegen Sportkameraden aus Mostindien gewertet werden darf).

Doch der Zaubergürtel erweist sich im Selbstversuch als leeres Versprechen: Anstatt der versprochenen «Glückshormone und des stressfreien Trainingseffekts» vermittelt er vor allem Ängste vor einem Stromschlag und einem postalischen Dauerlauf bei der Jagd nach der Geld-zurück-Garantie. Der Zürcher Sportmediziner Bernhard Sorg bezeichnet

derartige Angebote als «Bauernfängerei». Wer etwas für den eigenen Körper machen wolle, müsse aktiv dafür arbeiten, sagt der langjährige Arzt der Schweizer Eishockey-Nationalmannschaft und des EHC Kloten. Und das Versprechen, laut dem ein tägliches Training von fünf Minuten zu einem nachhaltigen Gewichtsverlust und einer Steigerung der Leistungsfähigkeit führe, entbehre jeder biophysischen Grundlage.

So bleiben dem Normalverbraucher zwei desillusionierende Erkenntnisse: Die PR-Maschinerie der Fitnessindustrie ist der Trainingslehre (mindestens) einen Schritt voraus. Und der Kampf gegen den inneren Schweinehund kann weder mit einem vibrierenden Gürtel noch im Werbefernsehen gewonnen werden. Dies stellte schon der deutsche Schauspieler Werner Finck fest: «Die schwierigste Turnübung ist, sich selber auf den Arm zu nehmen.»

Markus Ryffel, an den Olympischen Spielen 1984 Silbermedaillengewinner über 5000 Meter und noch heute Schweizer Rekordhalter über diese Distanz, besitzt ebenfalls kein Geheimrezept dafür, wie ohne Anstrengung die

---

**«Die schwierigste Turnübung ist, sich selber auf den Arm zu nehmen.»**

---

Leistungsfähigkeit und das Körpergefühl verbessert werden können: «Das beste Mittel ist Ausdauersport in allen Formen und Facetten – wobei Ausdauer ab dreissig Minuten beginnt.» Für Ryffel steht die Abwechslung im Vordergrund – sowohl in Bezug auf arrivierte Sportler wie auf Einsteiger: «Während beim Lauftraining die Fuss- und Beinmuskulatur gefördert wird, kann man beim sogenannten Crosstraining von den positiven Seiten anderer Sportarten profitieren.» Ryffel erwähnt Radfahren, Inlineskating, Schwimmen, Aquafitness oder Langlaufen – idealerweise in der klassischen Technik – als optimale Trainingsformen: «Körper, Herz und Kreislauf machen keinen Unterschied zwischen den Sportarten. Hauptsache, sie werden gefordert.»

Wo aber bleibt der Spassfaktor für den Sportmuffel? Wenn als grösster Reiz nach der Schinderei ein Elektrolytgetränk oder ein Energieriegel winken, lassen sich Bewegungsverweigerer kaum vom eigenen Sofa locken. Ryffel plädiert fürs Trainieren im Kollektiv –

weil es die Motivation steigere und man so quasi einer sozialen Kontrolle unterstehe: «Wer sich mit dem Nachbarn zum Joggen verabredet, kneift allein aus Anstand und Respekt weniger.» Sportlern mit erhöhter Leidenschaft empfiehlt Ryffel den (von ihm organisierten) Survival Run Anfang März in Thun – einen Geschicklichkeitsparcours über turmhohe Hindernisse, Kampfbahnelemente und durch Schlammfelder.

## Erster Personal Trainer der Schweiz

Für alle, die sich nicht gleich einer läuferischen Überlebensübung aussetzen wollen, empfiehlt der Berner eine gelenkschonende Variante: Nordic Walking – das sportliche Gehen mit Langlaufstöcken. Es fördert neben den Beinen



Für Sportler mit erhöhter Leidenschaft:

(und der Sportartikelindustrie) auch die Rücken-, Rumpf- und Bauchmuskulatur, sollte aber unter fachkundiger Aufsicht gelernt werden. «Es bringt nichts, wenn man die Stöcke nur hinter sich herzieht», sagt Ryffel.

Der ehemalige Spitzensegler Fritz Bebie weiss, wie's geht. Er gilt als erster Personal Trainer der Schweiz und rief schon zu täglichen Fitnessübungen auf, als Vorturner Jack Günthard die Schweiz per UKW-Signal («Fit mit Jack») in Bewegung hielt und das Skiturnen mit Rosi Mittermaier zum medialen Pflichtpensum jeder anständigen Familie gehörte. Trotz langjähriger Erfahrung kennt allerdings auch Bebie keine Abkürzung zur Top-Form. Ganz im Gegenteil. Seine Kernaussage verursacht bei Festtagssündern zusätzliche Bauchschmerzen: «Am einfachsten ist es, wenn man gar nie zu viel isst. Um ein Kilogramm Körpergewicht abzutrainieren, braucht es viel mehr Aufwand, als es zuzunehmen.» Der Fachmann spricht vom «Faktor 20».

Davon profitiert nicht zuletzt das Gewerbe. Um die guten Vorsätze sozusagen in Stein zu meisseln, lösen viele Couch-Athleten per

Jahresanfang ein Abonnement für das Krafttrainingszentrum ihres Vertrauens. Bebie kennt dieses Phänomen ebenso gut wie das durchschnittliche Verfallsdatum der Durchhalteparolen: «Im ersten Monat trainieren die neuen Kunden pro Woche zwei- bis dreimal, in den folgenden zwei Wochen noch einmal – und spätestens ab dem dritten Monat schaffen sie es nur noch bis zur attraktiven Blondine an der Rezeption.» Immerhin: Für die weibliche Kundschaft beschäftigen Fitnessinstitute im Empfangsbereich auch gutaussehende Männer.

Am Mehrwert von sportlichen Herausforderungen schieden sich die Geister schon immer. Winston Churchill wird zwar bevorzugt mit dem Zitat «No sports» in Verbindung gebracht. Doch der britische Premier war auch ein passionierter Reiter und soll beispielsweise gesagt haben: «Keine Stunde im Leben, die man im Sattel verbringt, ist verloren.» An dieser Stelle warnt aber Sportarzt Sorg vor falschen Erwartungen: «Reiten kann kaum als echtes Training bezeichnet werden. Da holt man sich im Winter höchstens eine Erkältung.» Auch Golferien in Südafrika werden

dem Festtagsspeck nicht gefährlich. Das wusste schon Mark Twain: «Golf ist ein schöner Spaziergang, der einem mit einem kleinen weissen Ball verdorben wird.»

Während eines Spaziergangs kommt man der ultimativen Lösung in der Fitnessfrage aber schon einen wichtigen Schritt näher. Wellnessberater Bebie rät dazu, die körperliche Betätigung so selbstverständlich in den Alltag einzubauen wie das Zähneputzen. Wer eine Haltestelle früher aus dem Tram steigt und den restlichen Weg zu Fuss zurücklegt, wer die Treppe benutzt anstatt des Lifts, wer das Kind nicht mit dem «Elterntaxi», sondern spazierend zur Schule begleitet, mache schon sehr viel für die eigene Gesundheit. Auch die Anschaffung eines Hundes könne Wunder bewirken, so Bebie – allerdings nur, wenn sich der Mensch dem Bewegungsdrang des Tieres anpasst und nicht umgekehrt.

### So viel bewegen wie fernsehen

Diese These stützt der Mediziner: «Es geht darum, die Bewegung in den Tagesablauf zu integrieren», sagt Sorg. Fitness-Apps wie Schritt- oder Treppenstufenzähler fürs Smartphone können motivationssteigernd wirken. Gleichzeitig sind die Daten aber mit Vorsicht zu geniessen: «Kalorienverbrennung und Energieverbrauch unterscheiden sich individuell sehr stark», erklärt Bebie.

Individuell verschieden ist auch die Grenze der Belastbarkeit. Ausgerechnet der Erfinder des Joggings, der Amerikaner James F. Fixx, der mit dem Buch «The Complete Book of Running» in den siebziger Jahren den halben Planeten in Bewegung versetzt hatte, wurde 1984 auf seiner täglichen Laufrunde von einem Herzinfarkt in die Ewigkeit befördert. Schon ein Jahrhundert davor hatte der amerikanische Politiker Chauncey Depew festgestellt: «Mein körperliches Training besteht darin, dass ich die Särge der Freunde trage, die regelmässig trainiert haben.» Depew riet aber auch aus kommerziellem Eigeninteresse vor übermässiger Bewegung ab. Er gehörte zu den wichtigsten Köpfen der amerikanischen Eisenbahnindustrie.

Gegen den öffentlichen Verkehr hat Markus Ryffel nichts einzuwenden. In der zivilisationsbedingten Bewegungsarmut sieht aber auch er die grösste Gefahr für die Volksgesundheit – und proklamiert deshalb einen radikalen Schritt: «Jede Minute vor dem Fernsehapparat sollte man sich mit Bewegung von gleicher Dauer abverdienen.» Dafür sind weder ein Fitness-Abo noch ein modernes Kraftgerät notwendig. «Das schönste Stadion ist die Natur – und das beste Trainingsgelände liegt oft gleich vor der eigenen Haustüre», sagt Ryffel. Oder mit anderen Worten: Wenn das Treppensteigen nicht so langweilig wäre, hätte der Sport nicht erfunden werden müssen. ○



Survival-Training.

# «Sieben Milliarden Wege zum Glück»

Mit feiner Ironie nimmt sich Erfolgsautor Manfred Lütz die Glücksversprechen der Ratgeberliteratur vor: Sie machten traurig, sagt der Psychiater und Theologe. Weiter mahnt er zur Vorsicht im Umgang mit Psychotherapeuten und erklärt, weshalb er sich auf die Demenz freut. *Von Daniela Niederberger*

Ein grosser, distinguiertes Herr betritt die Lobby eines Davoser Hotels. Es ist Manfred Lütz, der Psychiater und Bestsellerautor, und das Zurückhaltend-Vornehme kommt vielleicht daher, dass seine Mutter eine Adlige war und seine Frau ebenso. Sitzt man ihm gegenüber, ist Lütz ein sympathischer Gesprächspartner, der unterhaltsam über das Thema seines neuen Buches, «Glück», spricht. Nach dem Interview wird er vor Ärzten und Spitalpersonal zum Thema Gesundheitswahn sprechen, humoristisch und tiefgründig – die Leute sind begeistert.

**Herr Lütz, weiss man, ob die Menschen heute unglücklicher sind als früher?**

Da stellt sich doch die Frage, was Glück eigentlich ist. Wenn man sagt, Glück sei ein gutes Auto fahren, eine schöne Wohnung und viel Geld besitzen, dann wären die Schweizer heute alle glücklich und wären früher unglücklich gewesen. Aber das ist Unsinn. Ich kritisiere in meinem Buch die ganzen Glücksratgeber, weil da der Autor beschreibt, wie er selber glücklich wurde, und den Leser dann traurig zurücklässt, weil der nun mal leider nicht der Autor ist. In Wirklichkeit gibt es ziemlich genau sieben Milliarden Wege zum Glück.

**Was ist Ihre Definition von Glück?**

Das ganze Elend beginnt meist mit einer Definition. Glück ist im Leben wichtig, und wenn Sie etwas Wichtiges definieren, werden Sie unglücklich. Mein Philosophieprofessor hat zu uns Studenten gesagt: «Sollten Sie mal gefragt werden: «Was ist eigentlich Philosophie?», so antworten Sie, wie folgt: «Philosophie ist das, was jeder Mensch unter dem Wort Philosophie sofort versteht.» Nicht nur Glück, auch Liebe ist im Leben wichtig. In der Einleitung meines Buches erzähle ich, wie man zuverlässig einen Ehestreit organisiert. Da braucht die Frau bloss plötzlich zu fragen: «Warum liebst du mich eigentlich?» Alles, was nun geschieht, führt ins Chaos. Entweder der Mann sagt nichts. Das empört die Frau natürlich. Oder er sagt in seiner Not zum Beispiel: «Ich liebe dich wegen deiner schönen Augen.» Doch das führt genauso zur Explosion, weil die Frau

natürlich völlig zu Recht sagt: «Nur wegen meiner Augen? Was hinter meinen Augen ist, Gehirn und so, das interessiert den Herrn wohl gar nicht ...» Liebe kann man nicht definieren, Glück auch nicht. Die Glücksindustrie lebt von Glücksdefinitionen, denn bei jeder Definition fragt sich der potenzielle Kunde, warum er dieses Glück noch nicht hat, und sucht dann gierig nach Rat.

**Es gibt eine Flut von Büchern übers Glück. Weshalb?**

Wegen guten Marketings. Platon hat mal gesagt, die ständige Sorge um die Gesundheit sei auch eine Krankheit. Wer viel über Gesundheit redet, ist meistens krank. Und wer sich viele

**«Ich bin gegen Zeitgeistjammerei. Dass früher alles besser war, glaube ich nicht.»**

Gedanken über das Glück macht, ist meistens unglücklich. In Momenten des Glücks ist Glück gar kein Thema. Wenn man etwas Sinnvolles tut, Menschen begegnet, wenn man liebt, fragt man sich nicht: «Bin ich glücklich?» Das fragt man sich kurz vor der Scheidung.

**Sind all die Menschen, die diese Bücher kaufen, nicht glücklich?**

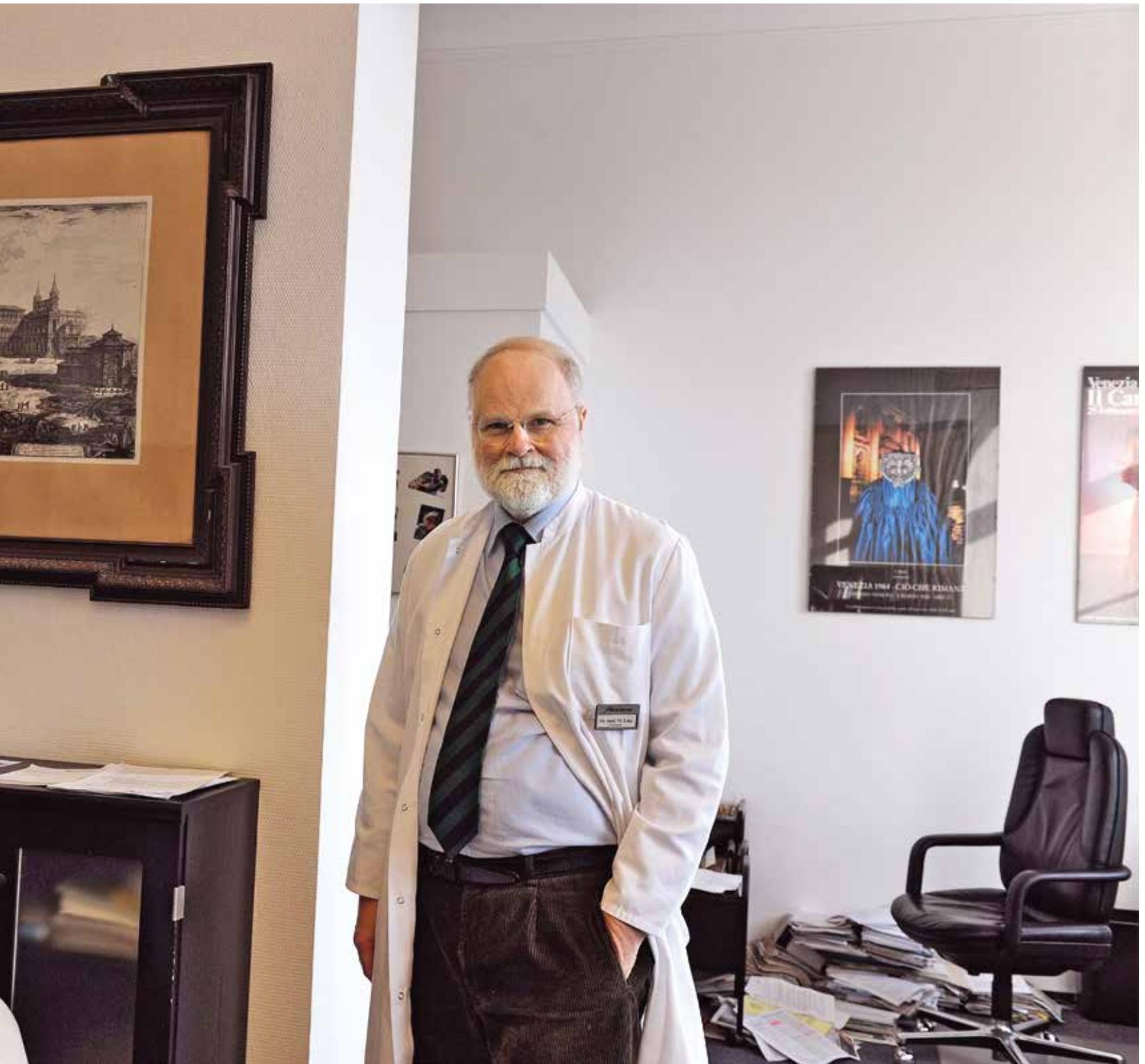
Das glaube ich nicht. Man schafft einen Bedarf, den man dann befriedigt. Das ist so ähnlich wie bei Stan und Ollie. Stan zieht durch die Strasse und schlägt alle Scheiben ein, und Ollie kommt als Glaser hinterher. Durch die Suggestion, Glück sei etwas Wichtiges und man müsse da Experten befragen, macht man die Leute unglücklich. Der Soziologe Ulrich Beck hat mal gesagt, die Ratgeberliteratur habe eine Schneise der Verwüstung durch Deutschland geschlagen. Wahrscheinlich auch durch die Schweiz. Da plustert sich irgendein selbsternannter Experte auf, und das Publikum fühlt sich ganz klein und unfähig. Für moderne Waschmaschinen braucht man moderne Gebrauchsanweisungen. Aber das Leben ist keine Waschmaschine. Fürs Leben braucht man Lebensweisheit. Mein Buch ist deshalb eine kleine Geschichte der Philosophie des Glücks: Es erzählt allgemeinverständlich von den unterschiedlichen Ideen,



*«Wer viel über Gesundheit redet, ist meistens krank.»*

die die gescheitesten Menschen der Welt vom Glück gehabt haben. Und dann kann jeder Leser selber entscheiden, was für ihn passt. **Wie merke ich, ob ich glücklich bin? Wenn mein Kind mir auf den Knien sitzt, ist das ein Moment des Glücks. Eine Stunde später kann es wieder ganz anders aussehen.**

Glück ist etwas sehr Persönliches, und es ist nie ein Dauerzustand. Und deswegen darf man das Glück nicht verwechseln mit irgendwelchen produzierbaren Glücksgefühlen, wie das die Glücksratgeber tun. Glücksgefühle kann man am sichersten durch Heroin und am dauerhaftesten durch



Wissenschaftler Lütz.

eine Elektrode im Gehirn produzieren. Niemand will das ernsthaft. Das Zusammenraffen von Glücksgefühlen, dieser Egotrip, das ist grosser Unsinn. Schon der griechische Philosoph Heraklit hat gesagt, dass Glück nicht durch Äusserliches produzierbar sei, durch Geld oder Essen, sonst müsste man Ochsen glücklich nennen, die genug Erbsen zum Fressen hätten. Bei einem Vortrag im Osten Deutschlands, wo es zur Zeit Schwierigkeiten wegen der Flüchtlinge gibt, habe ich darauf hingewiesen, dass unser Dorf im Rheinland glücklicher ist, seit wir Flüchtlinge haben.

#### Warum?

Weil viele Menschen, die sonst nur für sich allein gelebt haben, Menschen in Not helfen. Es gibt im Dorf viel mehr Kommunikation: «Kannst du diese Familie zum Amt begleiten?» – «Wer geht jetzt in die Turnhalle, um die Neuen zu begrüßen?» Wir haben mehr ehrenamtliche Helfer als Flüchtlinge. Der Mensch ist ein soziales Wesen. Anderen Menschen zu helfen, anderen Menschen zu begegnen, das macht glücklich.

**Früher waren die Leute im Turnverein, im Schützenverein. Man traf sich wöchentlich, ging nachher noch auf ein Bier. Man hatte**

**Kollegen, es gab Abendunterhaltungen. Das wird heute belächelt. Man optimiert sich alleine, im Fitnessstudio. Aber vielleicht fehlen die Freunde?**

Ich bin gegen Zeitgeistjammerei. Dass früher alles besser war, glaube ich nicht. Vielleicht gab es ja ein Ekel im Verein, das sah man dann jede Woche. Auch die pauschale Klage über die sozialen Medien teile ich nicht. Natürlich gibt es Auswüchse, aber man kann da durchaus Kontakte halten. Die Menschen aggregieren sich einfach anders, nicht mehr physisch. Diese ganze Selbstoptimiererei ist aber tatsächlich eine Anlei-

tung zum Unglücklichsein. Sie vergleichen sich dauernd mit anderen und setzen sich dadurch unerreichbare Ziele, denn die anderen sind anders, deswegen werden sie so genannt. Man muss nicht immer andere übertreffen, man muss nicht immer Erfolg haben. Der Untertitel meines Buchs heisst: «Eine Psychologie des Gelingens». Gelingen ist etwas anderes als Erfolg haben.

Wir haben den Abschluss der Pubertät meiner beiden Töchter, 16 und 18, mit einem Fest gefeiert. Bei einer Ansprache habe ich gesagt, wie froh wir über unsere Töchter sind, und ihnen viel Glück im Leben gewünscht, aber keinen Erfolg. Denn Erfolg sei nicht wichtig im Leben, auch keine guten Schulnoten. Sie sollten die Fähigkeiten, die sie haben, fleissig einsetzen, und ob man damit Erfolg habe, das hänge von so vielen Zufällen ab, das sei nicht wichtig. Vincent van Gogh war wohl der erfolgloseste Maler aller Zeiten. Seine Bilder waren unverkäuflich. Doch er hat Bleibendes geschaffen, er hat ein gelungenes Leben geführt. Dagegen war Josef Stalin der erfolgreichste russische Herrscher aller Zeiten. Er hat den russischen Machtbereich bis nach Mitteleuropa ausgedehnt. Doch niemand wird das Leben dieses Massenmörders ein gelungenes Leben nennen.

### **Hilft Intelligenz? Ein griechischer Philosoph, Thales von Milet, sagte, man müsse gesund, gescheit und gebildet sein, um glücklich zu werden.**

Gebildet, nicht intelligent. Es gibt intelligente, aber höchst ungebildete Menschen. Die Überschätzung der Intelligenz trägt auch zum Unglück bei. Die unaufhörlichen Quizshows vermitteln den Eindruck, wer viel wisse, sei ein besserer Mensch. Das ist aber völliger Unsinn. Kürzlich habe ich in einer Talkshow gesagt: «Ich freue mich, wenn ich dement werde.» Dann hätte ich den ganzen Mist vergessen, und es wären nette Leute um mich herum, die mir helfen würden. Wir dürfen die Demenz nicht immer nur als Katastrophe darstellen.

Ich habe viele Demenzkranke behandelt, und natürlich ist die Demenz vor allem für die Angehörigen, aber auch für die Betroffenen, am Anfang oft eine leidvolle Herausforderung. Aber wenn sich alle mit der Situation abgefunden haben, dann kann es durchaus Glück in der Demenz geben. Demenzkranke leben ganz in der Gegenwart, können sich freuen am schönen Moment. Viele von uns werden dement werden, und um auf Demenz hin zu trainieren, kann es nützlich sein, gelassener mit Erfolg umzugehen. Wenn ich mein Selbstbewusstsein aus meiner Intelligenz ziehe, dann ist Demenz die Katastrophe meines Lebens.

**Musse sei eine Voraussetzung zum Glück: eine «völlig zwecklos, also höchst sinnvoll**

**verbrachte Zeit», wie Sie schreiben. Das müssen Sie erklären.**

Vor allem den arbeitsamen Schweizern. Als ich neulich vor schwäbischen Unternehmern einen Vortrag zum Thema «Arbeit ist das halbe Leben» hielt, wurde ich von einem Milliardär vorgestellt, der sagte, er könne das Thema gar nicht verstehen. Für ihn sei Arbeit das ganze Leben. Wie sein Vater gehe er auch sonntags durch seine Firma. Aristoteles dagegen sagte: «Wir arbeiten, um Musse zu haben», Zeit also, in der man das Leben genießt. Nicht bloss Freizeit, schon gar nicht Erholungszeit. Erholung heisst ja Erholung für Arbeit.

Auch die Freizeit noch von der Arbeit her zu definieren, ist sehr deutsch, sehr calvinisch. Da wird dann in Hobbyräumen bis in die Nächte hinein gewerkelt, die Baumärkte leben von dieser Unrast, vom Gefühl, unentwegt arbeiten zu müssen. Es gibt einen schönen Sketch von Lorient, da sitzt der Mann vorne im Ohrensessel, und in der Küche brasselt die Ehefrau und fragt: «Was tust du gerade?» Und er: «Ich sitze.» Sie: «Willst du nicht einen Spaziergang machen?» Er: «Nein, ich möchte hier sitzen.» – «Ja, willst du nicht mit dem Hund raus?» – «Nein, ich möchte nicht mit dem Hund raus, ich möchte hier sitzen.» Der arme Mann muss sich dauernd dafür rechtfertigen, dass er völlig zwecklos, aber höchst sinnvoll da sitzt, in Musse.

Früher durfte man sonntags nicht Klavier üben, sondern nur Klavier spielen. Wenn man das verstanden hat, hat man auch verstanden, was fehlt, wenn die Musse fehlt.

### **«Die Leute denken immer, wir Psychotherapeuten hätten Lebenserfahrung.»**

Auch der Sinn des Gottesdienstes war vor allem, dass man wenigstens eine von 168 Wochenstunden völlig zwecklos, aber höchst sinnvoll vor Gott steht, und nicht, um irgendwelche gescheite Ideen des Pfarrers zu hören. **«Selbsterkenntnis ist zentral», sagen die Philosophen. Sollte ich, um mich besser kennenzulernen, zum Psychotherapeuten gehen?**

Um Gottes willen, nein! Psychiater und Psychotherapeuten sind dazu da, bei psychischen Krankheiten zu helfen. Und da können sie viel tun. Die meisten psychischen Krankheiten sind heute heilbar. Die schweren psychischen Krankheiten haben in den vergangenen Jahren gar nicht zugenommen. Aber Befindlichkeitsstörungen. Da gibt es zum Beispiel diese unsägliche Burnout-Welle. Ich weiss nicht, ob die die Schweiz auch ergriffen hat.

**Ja, das hat sie.**

Ich wurde mal von einem Journalisten angerufen, der wollte mich zu Burnout interviewe-

nen. Ich war gut drauf an dem Tag und antwortete: «Burnout gibt es doch gar nicht.» In der internationalen Klassifikation psychischer Störungen sei Burnout als Krankheit gar nicht vorgesehen. Er meinte aber, er habe recherchiert, die Leute seien doch heute unablässig erreichbar, per Handy und so. Ich antwortete: «Im Dreissigjährigen Krieg waren die Leute rund um die Uhr durch die Schweden erreichbar. Das war viel unangenehmer. Im 19. Jahrhundert gab es zwölf Stunden Arbeit unter Tage, ohne Urlaub, im 20. Jahrhundert zwei Weltkriege. Wir müssen mal auf dem Teppich bleiben.»

Natürlich gibt es Menschen, die durch ihre Arbeit krank werden, zum Beispiel depressiv, das muss man ernst nehmen. Aber der Burnout-Begriff ist völlig untauglich. Darunter fallen nämlich nicht bloss Depressionen, sondern auch schlichte Befindlichkeitsstörungen. Lesen Sie mal einen Artikel zum Thema Burnout. Sie haben anschliessend den Eindruck: «Der Autor versteht mich.» Mal schlaflos, nicht mehr so konzentriert wie früher, Stress mit dem Chef. Und schliesslich laufen unter dem Begriff Burnout auch Lebenskrisen. Wenn eine Frau von ihrem Mann verlassen worden ist, kann das für sie schlimmer sein als eine schwere Depression. Aber das ist keine Krankheit, das ist eine gesunde Reaktion auf eine schwierige Situation. Und die braucht dann keine junge Therapeutin, die gar keine Lebenserfahrung hat, die braucht eine gute Freundin, die vielleicht selber so etwas schon mal bewältigt hat.

Die Leute denken immer, wir Psychotherapeuten hätten Lebenserfahrung. Woher denn? Wir haben auf dem Schulhof nicht mitgespielt, weil wir den Numerus clausus schaffen mussten, haben dann dicke Bücher gelesen, tragen deshalb eine Brille und verbringen Jahrzehnte mit gestörten Menschen in hässlichen, kleinen Räumen. Da hat man keine Lebenserfahrung.

### **Hilft der Glaube an Gott, ein gelassenerer und glücklicherer Mensch zu sein?**

Mag sein, aber Albert Camus war Atheist, und auch er sagte, dass man in Krisensituationen eines Lebens glücklich sein kann. Der Titel meines Buches ist ja eine steile These: «Wie Sie unvermeidlich glücklich werden.» Das ist natürlich ein bisschen ironisch gemeint, wegen der ganzen Glücksratgeber. Aber es hat einen ernsten Kern. Karl Jaspers, der Philosoph und auch Psychiater war, hat gesagt, die Grenzsituationen menschlicher Existenz, Leiden, Schuld, Kampf und Tod, seien unvermeidlich. Wenn man also zeigen könnte, wie man in diesen unvermeidlichen Situationen glücklich sein kann, dann kann man tatsächlich unvermeidlich glücklich werden.

**Hilft es einem Menschen, der etwas Schreckliches getan hat, wenn er auf Vergebung durch eine höhere Macht hoffen kann?**

Max Weber, der Gründer der Soziologie, der von sich gesagt hat, er sei religiös un-musikalisch, wies darauf hin, dass die katholische Beichte ausgesprochen entlastend sei. Weil man dadurch Schuld tatsächlich rituell loswird. Dauernd unter der Last vergangener Schuld zu leben, kann furchtbar sein. Wenn es keine religiöse Entlastung geben kann, greifen Therapeuten manchmal zu Ersatzriten. Da schreibt dann der Mörder einen Brief an sein Opfer, in dem er um Verzeihung bittet, und dieser Brief wird dann in einem kleinen Ritus verbrannt, um dadurch endlich das Thema loszuwerden.

**Geht das? Zu sagen: «Das ist vorbei»?**

Streng genommen ist natürlich nichts vorbei im Leben, ausser man wird dement. Man erinnert sich und weiss, dass die Zeit nicht wieder zurückgedreht werden kann. Nur wenn man gewiss sein kann, dass man auch in Krisen seines Lebens nicht ins Nichts fällt, kann man jetzt schon glücklich sein.

**Können Menschen, die den Schrecken eines Konzentrationslagers erlebt haben, ein glückliches Leben führen?**

Das Kapitel über das Leiden in meinem Buch beginnt mit Yehuda Bacon, einem Auschwitz-Überlebenden. Als ich ihn Anfang des Jahres im Fernsehen sah, war ich

tief berührt. Denn da sagte dieser Mann, der der Hölle von Auschwitz entkommen war, das Leiden könne auch einen Sinn haben, denn wenn man so tief erschüttert werde, dann könne man ganz tief erleben, dass jeder Mensch jemand ist wie man selbst. Ich traf Yehuda Bacon diesen Sommer in Israel. Die Liebenswürdigkeit, die er ausstrahlt, ist bewegend. Er erzählte, wie ein SS-Mann plötzlich zehn Jungs antreten liess und sie in einen Raum kommandierte. Da schnitt er eine Wurst in zehn Stücke und gab sie ihnen. Danach war er wieder wie vorher.

**«Es gibt ja Menschen, die leben nur noch vorbeugend und sterben dann gesund.»**

**Sie schreiben von einem ehemaligen KZ-Aufseher, der später in Südamerika lebte und sagte, er bereue nichts und er habe ein glückliches Leben gehabt. Ist das möglich?**

Wenn die Glücksratgeber recht hätten und Glück bloss aus Glücksgefühlen bestehen würde, dann hätte der Mann recht gehabt. Schon Platon hat aber gesagt, nur ein guter Mensch könne glücklich sein. Joseph Sledge sass 37 Jahre unschuldig im Gefängnis. Als er im Januar 2015 entlassen wurde, sagte er, er sei

glücklich. Und auf die überraschte Nachfrage der Journalisten erläuterte er: «Wissen Sie, wenn Sie so lange im Gefängnis sitzen und Sie wissen, Sie waren es nicht, dann halten Sie es gut mit sich aus.» Wenn Glück aber heisst, in einer Wellnessoase die Beine hochzulegen, dann wäre er unglücklich gewesen. Ich habe mich durch das «World Book of Happiness» gequält, in dem sogenannte Glücksexperten auf jeweils zwei Seiten schreiben, was sie für das Glück halten. Ich kann Ihnen sagen: Das ist zu 5 Prozent blühender Unsinn, und es sind zu 95 Prozent Banalitäten: dass man mal ausspannen solle, es sich gutgehen lassen solle ...

**Mein Mann sagt: «Gut essen macht glücklich.»**

Da hat der Mann natürlich recht. Ich bin gegen diese absurde Gesundheitsreligion. Da gibt es ja inzwischen Menschen, die leben nur noch vorbeugend und sterben dann gesund. Aber auch wer gesund stirbt, ist definitiv tot. Natürlich sollte man nicht dauernd Fastfood essen. Aber mal so richtig lecker ungesund essen, cholesterinreich, fettreich, guter Wein dabei, das muss doch noch erlaubt sein.

**Manfred Lütz: Wie Sie unvermeidlich glücklich werden. Eine Psychologie des Gelingens. Gütersloher Verlagshaus. 192 S., Fr. 26.90**

**DIE WELTWOCH**

# Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik lässt sich die Weltwoche auf Ihrem Tablet komfortabel lesen. Mit der Weltwoche-App haben Sie alle Ausgaben seit 2011 zur Verfügung. So verpassen Sie nichts, wenn Sie einmal das Heft nicht zur Hand haben.



**Archiv  
seit 2011**





*Rückzug ins Bergell: Alberto Giacometti mit Gattin Annette, 1964.*



## Wunder von Stampa

Von Rico Bandle

Die Szene scheint aus einem «Heidi»-Film zu sein, doch in dieser rustikalen Stube sitzt nicht etwa ein Bergbauer, sondern ein Künstler, um den sich die bedeutendsten Museen der Welt rissen, von New York über London bis Venedig. Alberto Giacometti hielt sich im Februar 1964 mit seiner Frau Annette in Stampa auf, im Bergell, der Heimat des Künstlers, der seit Jahren im mondänen Paris wohnte und arbeitete. Ziemlich genau zwei Jahre sollte Giacometti von da an noch leben, sein Todestag jährt sich 11. Januar zum fünfzigsten Mal.

Das Bild im Elternhaus Giacomettis täuscht darüber hinweg, dass die Ehe zwischen Alberto und Annette bereits ziemlich zerrüttet war, in Paris wohnten sie nicht mehr zusammen. Obwohl Alberto mit seiner Kunst ein Vermögen verdient hatte, wollte er nicht aus seinem kleinen und mit Gegenständen vollgestopften Wohnatelier in Paris ausziehen – Annette hatte dies nicht mehr ausgehalten und sich eine luxuriösere Bleibe gesucht. Im Bergell aber, in jenem schattigen, aber wunderbaren Bergtal, in das es Giacometti mehrmals im Jahr zurücktrieb, wo er Ruhe und Geborgenheit fand, schienen die Probleme, aber auch der Ruhm, weit entfernt.

Das Wunder von Stampa beschränkt sich nicht auf Alberto, für dessen karge Skulpturen mittlerweile schwindelerregende Beträge bezahlt werden. In der Familie Giacometti ballt sich so viel Talent, dass sich der Vergleich mit der Schriftstellerfamilie Mann in Deutschland oder der Musikerfamilie Strauss in Österreich geradezu aufdrängt. Vater Giovanni ist ein grosser Landschaftsmaler, Bruder Bruno ein Möbeldesigner, Onkel Augusto hat die Kirchenfenster im Zürcher Grossmünster gestaltet, Zaccaria ist ein angesehener Staatsrechtsprofessor.

Zum 50. Todestag publiziert die Fondazione Centro Giacometti in Stampa einen wunderbaren Fotoband über die letzten Jahre des Künstlers im Bergell, im Herbst eröffnet das Kunsthaus Zürich eine Ausstellung. Insgesamt zeigt sich die Schweiz aber eher gehemmt, den wichtigsten Künstler, den das Land hervorgebracht hat, angemessen zu würdigen. Im Ausland übt man diesbezüglich weniger Zurückhaltung. Diese Woche hat in London der frühere Direktor der Tate Gallery, Will Gompertz, einen vielbeachteten Vortrag gehalten. Der Titel: «Weshalb Giacometti der grösste moderne Künstler unserer Zeit ist».

**Fondazione Centro Giacometti (Hg.):**

Alberto Giacometti – Ich verstehe weder das Leben noch den Tod. Fotodokumentation zum 50. Todesjahr des Künstlers. Salm Verlag. 55 S., Fr. 30.–.

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (1) **Jojo Moyes**: Ein ganz neues Leben  
(*Wunderlich*)
- 2 (2) **Donna Leon**: Endlich mein  
(*Diogenes*)
- 3 (7) **Karin Slaughter**: Pretty Girls  
(*Harper Collins*)
- 4 (3) **J. J. Abrams, Doug Dorst**: S. – Das Schiff  
des Theseus (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 5 (9) **Cecelia Ahern**: Der Glasmurmelsammler  
(*Fischer Krüger*)
- 6 (–) **Paula Hawkins**: Girl on the Train  
(*Blanvalet*)
- 7 (4) **David Lagercrantz**: Verschwörung (*Heyne*)
- 8 (–) **Lucinda Riley**: Die Sturmschwester  
(*Goldmann*)
- 9 (5) **Pedro Lenz**: Der Gondoliere der Berge  
(*Cosmos*)
- 10 (–) **Jo Nesbø**: Blood on Snow. Der Auftrag  
(*Ullstein*)

### Sachbücher

- 1 (3) **Giulia Enders**: Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (2) **Arno Renggli**: Der Hund starb –  
was er nicht überlebte (*Wörterseh*)
- 3 (1) **Guinness World Records 2016**  
(*Hoffmann und Campe*)
- 4 (4) **Jamie Oliver**: Jamies Superfood für  
jeden Tag (*Dorling Kindersley*)
- 5 (5) **Raoul Weil**: Der Fall Weil (*Wörterseh*)
- 6 (–) **İldikó von Kürthy**: Neuland (*Wunderlich*)
- 7 (8) **Jürgen Todenhöfer**: Inside IS – Einmal  
Hölle und zurück (*Bertelsmann*)
- 8 (6) **Per Andersson**: Vom Inder, der  
auf dem Fahrrad bis nach Schweden fuhr...  
(*Kiepenheuer & Witsch*)
- 9 (9) **Ajahn Brahm**: Der Elefant, der das  
Glück vergass (*Lotos*)
- 10 (–) **Nadia Damaso**: Eat Better Not Less  
(*Fona*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

## Apropos: Schlagt ihn tot!

Das Verhältnis zwischen Künstler und Kritiker hat sich in den letzten Jahrzehnten verändert. Die Kritiker sehen sich zunehmend als Anwälte der Kunst, kaum mehr als scharfzüngige Beobachter. Aus der Hassliebe ist eine Partnerschaft geworden, die dem Unterhaltungswert wenig zuträglich ist: Dass Künstler wutentbrannt über Kritiker herziehen, kommt kaum noch vor, sie haben kaum mehr Grund dazu. Mit Til Schweiger brachte endlich wieder einer seinen Zorn so richtig schön zum Ausdruck. Nachdem seine «Tatort»-Doppelfolge mehrheitlich verrissen wurde, äusserte er auf Facebook: «Ich habe viiiel mehr Ahnung von der Craft (Materie)... KUNST ... als die meisten von diesen Trotteln, die darüber schreiben!» Damit kommt er schon fast an Goethe heran, der einst in einem Gedicht ganz im Sinne Schweigers schrieb: «Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Rezensent.» (rb)

## Literatur

# Von Julius Cäsar zu den 68ern

Wie wird die Weltgeschichte in Romanen beschrieben? Markus Gasser nimmt den Leser mit auf eine fulminante Reise in die Vergangenheit. Von Hans-Peter Kunisch

Es war einmal eine wulstige Knolle, die unter der Erde, im Finstern gedieh. Da sie nicht dem Himmel entgegenwuchs und keine Würdigung in der Bibel fand, war sie, entschied die Geistlichkeit, «Gott ein Greuel» und moralisch verderblich.» So beginnt kein blumiger historischer Roman, sondern ein spannendes Kapitel in einem eigenwilligen literarischen Sachbuch, und mit der Knolle ist natürlich die Kartoffel gemeint, die sich um ihre moralische Konsistenz nicht kümmerte und in «Zornige grüne Insel», Liam O'Flaherty's berühmtem Roman über die irische Hungersnot, eine wichtige Rolle spielt.

Markus Gasser, der 1967 geborene, in Zürich lebende Innsbrucker Literaturdozent, hat sich schon mit seinem «Buch der Bücher für die Insel» als origineller Leseverführer etabliert. In seiner «Weltgeschichte in 33 Romanen» wirft Gasser den Blick jetzt wieder vor allem auf Bücher aus dem englischen und dem deutschsprachigen Raum, und wieder interessieren ihn Klassiker so gut wie die sogenannte Trivalliteratur. Aber der inhaltliche Gesichtspunkt ist ein anderer. Es geht jetzt mehr um die Weltgeschichte, wie die Literatur sie präsentiert. Das reicht vom Trojanischen Krieg bei Homer bis zur 68er Revolte bei T. C. Boyle oder von Jeanne d'Arc, wie sie Mark Twain sah, bis zum derzeitigen Bestseller «Americanah» von Chi-

mamanda Ngozi Adichie, die aus der Erfahrung der neuen jungen afrikanischen Mittelschicht erzählt und sich zwischen ihrem Heimatland und den USA hin und her gerissen fühlt.

### Verrusstes Bordell

Waren die Beiträge zu den einzelnen Romanen im «Insel»-Buch noch deutliche Essays, die einen gewissen Abstand zu den geschilderten Werken hielten, versucht Gasser diesmal oft eine Art nacherzählende Mimikry. Was naturgemäss nicht jedes Mal gelingt. Wer könnte schon in einem Buch auf jeweils ein paar Seiten schreiben wie Thomas Mann, Hilary Mantel, Leo Perutz oder Umberto Eco – und gleichzeitig Eigenständigkeit wahren? Gasser setzt da, gerade bei den Werken, die historisch weit zurückgreifen, einen so lebendigen wie adjektivstarken gasserschen Universalstil dagegen, den man auch barock sprudelnden Homer-Thomas-Mann-Stil nennen könnte: «Sucht er [ . . . ] um Mitternacht bei einer mottenumgeisterter Öllampe seine Gedanken schriftlich zu sammeln, hört er honigmosttrunkene Plebs vor einem verrussten Bordell in der Subura zanken und dabei seinen Namen rufen wie bei der Beschwörung fremder Gottheiten, deren Sudelzeremonien beizuwohnen er seiner Frau verboten hat.» Das war Gaius Julius Cäsar persönlich, von Markus Gasser aus Thornton Wilders «Die Iden des März» überführt. Natürlich möchte man sofort wissen, ob Wilder wirklich so ähnlich geschrieben hat. Schon ist die Hand bei den «Iden des März», und Gassers Mittler-Funktion hat sich erfüllt.

Aber auch wem Gasser gelegentlich zu ornamental-ausmalend sein sollte, der freut sich, dass dem leidenschaftlichen Leser immer wieder eigentliche Funde gelingen. Etwa bei J. G. Farrells «Belagerung von Krishnapur». Hier macht Gasser auf den mit zwanzig Jahren plötzlich an Kinderlähmung erkrankten Oxford-Absolventen neugierig, der 1979 beim Fischen im Meer ertrank, aber mit seiner «Empire»-Trilogie das Commonwealth von Irland bis Indien durchleuchtete. Ähnlich gut gelingt Gasser das Kapitel über einen schwierigen Halbbekanntem der deutschsprachigen Literatur: Hans Fallada. Gerade weil Gasser Falladas gespaltenem Verhältnis zum NS-Staat nicht ausweicht, möchte man dessen letzten Roman, «Der Alpdruck», plötzlich gerne selber lesen.



Mittler-Funktion: Autor Gasser.

Markus Gasser: Eine Weltgeschichte in 33 Romanen. Carl Hanser. 301 S., Fr. 28.90



Melancholisches Mysterienspiel: Bowie, 69.

## Legenden

# Er häutet sich mal wieder

David Bowie macht sich ein Geburtstagsgeschenk: Der Popstar findet den Weg zur Kunst. Von Thomas Wördehoff

Es begab sich tief im vorigen Säkulum, als Gerard Mortier den grossen David Bowie zu den Salzburger Festspielen einladen wollte. Der «Thin White Duke» nahm den ehrenvollen Antrag mit pragmatischer Noblesse entgegen: «Is this for art or is this for money?», fragte er den verdutzten Festivalchef. Mortier soll damals einen selbst für Salzburg ansehnlichen sechsstelligen Dollarbetrag genannt haben, den Bowie lediglich mit einem herablassenden «So we're talking about art» quittierte.

Eine Jahrhundertwende später gibt sich der Poppmillionär gereift. Hatte er in den neunziger Jahren noch erfolgreich den Börsengang gewagt, zieht es ihn neuerdings in nachbarschaftliche Quartiere. Im New York Theatre Workshop, einer Off-Broadway-Bühne in der Bowery, brachte er kürzlich «Lazarus» auf die Bretter. Die Musiktheaterversion des Nicolas-Roeg-Films «The Man Who Fell to Earth» (1976), in dem Bowie eindrucksvoll den ausserirdischen Titelhelden verkörpert hatte, verzeichnete nach der Premiere nur leidlich wohlwollende Kritiken. Ob sich «Lazarus» aber tatsächlich noch zu einem Goldesel à la «Lion King» entwickeln wird, ist derzeit nicht absehbar – die Produktion wird bereits Mitte Januar abgesetzt.

Gott sei Dank kam guter Rat von ganz anderer Seite. Maria Schneider, eine der international renommiertesten Big-Band-Leader und enge Vertraute, empfahl ihm, ein Konzert des

Saxofonisten Donny McCaslin und seines Quartetts in einem nahe gelegenen Jazzklub zu besuchen. Das Resultat der abendlichen Visite kann jetzt in einem zehnminütigen Video betrachtet werden, in dem der Meister mal mit verbundenem Kopf, mal wie der alte Samuel Beckett durch eine düstere Kunstlandschaft irrt – begleitet von arabisch klingenden Modulationen, den zwielichtig-nervösen Saxofon-exkursen McCaslins und satten Elektronikflächen. Das melancholische Mysterienspiel klingt atmosphärisch durchaus dicht – einen kometenhaften Aufstieg kann man bei «Blackstar» allerdings ausschliessen. Am 8. Januar, Bowies Geburtstag, folgt das gleichnamige Longplay, und so wie es aussieht, schert sich der 69-Jährige einen feuchten Kehricht um den schnöden Mammon, obere Chartplatzierungen und ähnlich eitlen Tand. Zu seinem Ehrentag gönnt sich dieses wohl ewig permutierende Chamäleon des Pop eine weitere Verwandlung: *Now we're really talking about art*. Von der futuristischen Glitzerfigur Ziggy Stardust zum geschmackvoll enigmatischen Lazarus der Hipster war es ein langer Weg, der bei Bowie gewiss nicht in die Askese führen wird. Aber mit Mortiers Nobelfestival wäre er wohl heute zusammengekommen. Ein bisschen spät, gewiss. Vermutlich aber immer noch zu beiderseitigem Glanz.

David Bowie: Blackstar (Sony).

## Jazz

# Hochdrucklage von gestern

Von Peter Rüedi

Eine der aufregendsten CD-Produktionen des vergangenen Jahres enthält Musik, die vor einem Dritteljahrhundert entstanden ist. Und das liegt nicht am deploralen Zustand der gegenwärtigen Szene. Die «Legendary Live Tapes» von Weather Report aus den Jahren 1978 bis 1981, der Periode, in der die sogenannte *fusion*-Gruppe von Joe Zawinul und Wayne Shorter ihr Nonplusultra erreichte, enthalten Aufnahmen, die bedingungslos *live* entstanden sind. Darunter sind auch Interpretationen von Titeln, die durch eine Reihe von LPs zu eigentlichen Hits geworden waren: «Birdland», «Badia», «Boogie Woogie Waltz», «Black Market» und andere. Aber anders als in den relativ straff organisierten Studio-Versionen gibt es hier viel Raum für solistische Entfaltung.

Verantwortlich dafür ist nicht zuletzt eine Rhythmusgruppe, die eine unerhörte Power entwickelt (und selbst den zurückhaltenden Ruinenbaumeister Wayne Shorter in Ansätzen zu coltraneschen Suaden hinreisst): Jaco Pastorius, der tragisch-charismatische E-Bassist, und Drummer Peter Erskine; dazu kam 1980/81 der Perkussionist Robert Thomas Jr. Die Band reiste ohne Aufnahme-Equipment. Einzig Erskine und der Bühnenakustiker Brian Risner führten schlichte Kassettengeräte mit, welche die Live-Auftritte in erstaunlicher Qualität festhielten. Jetzt veröffentlicht der Drummer sein Privatarchiv, erweitert durch ein paar aufgetauchte Bootleg-Aufnahmen und Risners Mitschnitte. Er produzierte die Kompilation zusammen mit Tony Zawinul, und er kommentiert die einzelnen Stücke in *liner notes*, die allein einen Grammy verdienen. Seine Quintessenz: «Weather Report was a jazz band», oder wie Zawinul zu sagen pflegte: «We don't fuse nuthin'. We just play from the heart.» Das immense elektronische Arsenal bringt WR zum Atmen, und die Musik der Gruppe ist voll von Anspielungen, unter anderem auch auf die Jazz-Tradition, Duke Ellington zumal und Miles Davis. Ein ganzer Kosmos, von subtilsten Lyrismen bis zu orchestral donnernden Sounds und insistenden Grooves. Binär, ternär, Jazz, Rock – *what does it matter as long as it swings like hell...*



Weather Report: The Legendary Live Tapes: 1978–1981. 4 CDs. Columbia Legacy / Sony 88875141272

# Der schweizerische Errol Flynn

Jakob Sulzer spielte im Film und auf der Bühne den jugendlichen Liebhaber: unbeschwert, heiter und ungestüm. Der Winterthurer hatte Starpotenzial und galt als Mädchenschwarm. Heute kennt man ihn nicht mehr. Denn sein Leben war anders und endete tragisch. *Von Christoph Mörgele*

**I**ch chumm us eifache Verhältnis, Fröilein Borel.» Solches versichert der angehende Journalist Rico seiner Jeanette im Schweizer Spielfilm «Das Gespensterhaus» von 1942. Doch die Sache mit den einfachen Verhältnissen stimmte nur auf der Leinwand. Im wirklichen Leben hiess der junge Mann Jakob Sulzer und war ein Sohn des Industriemagnaten Robert Sulzer aus Winterthur. Papa Robert und Mama Emma, geborene Forrer, lebten in der riesigen Villa Obere Halde in geselliger Grossbürgerlichkeit; heute ist dort längst der Staat eingezogen und bietet ein «differenziertes Wohngruppensystem mit Beschäftigungsangeboten». Die Mutter war eine eigenständige, auf ihre Umgebung kühl wirkende Person. Sie brachte als begabte Steinplastikerin mit eigenem Atelier die Kunst in die Familie.

Ihr Mann Robert Sulzer trat nach dem Maschineningenieursstudium 1901 in die Firma Gebrüder Sulzer ein und stand den Fabriken vor; die Gesamtleitung überliess er seinem jüngeren Bruder Hans. Legendär wurde Robert Sulzers donnernde Ansprache anlässlich der grossen Betriebsversammlung von 1937, die im Aufruf gipfelte: «Bei Sulzer wird nicht gestreikt.» Der Streik wurde tatsächlich in letzter Minute abgewendet, der Arbeitskonflikt mündete im heute noch bestehenden Friedensabkommen der Schweizer Maschinenindustrie.

Als im gefahrvollen Mai 1940 viele Bessergestellte ihre Koffer packten und in Richtung Innerschweiz flüchteten, begab sich Robert Sulzer zu seinen Arbeitern: Er werde sie nie verlassen und sein Land verteidigen bis zur letzten Patrone. Der Kommandant einer Kavalleriebrigade und Ehrendoktor der ETH unterstützte zäh die Idee einer Projektilewebmaschine, die Sulzer in der Nachkriegszeit zum weltweit grössten Webmaschinenhersteller machen sollte.

## Im Namen der Mutter auf der Bühne

Den 1908 geborenen Sohn Jakob («Köbi») Sulzer zog es nicht ins industrielle Werk seiner Vorväter. Stattdessen studierte er an der Schauspielschule von Max Reinhardt in Berlin. Im Sulzer-Clan hielt man allerdings wenig von Köbis künstlerischem Talent. An ein festes Engagement war in der Krise der dreissiger Jahre nicht zu denken. Sulzer erhielt immerhin befristete Verpflichtungen von deutschen Theatern. Nach 1933 trug er für die Bühne den mütterlichen Ledignamen Forrer. Es galt damals, unliebsamen Verwechslungen vorzubeugen: Der Name Sulzer wurde manchenorts mit dem



«Zu guten Hoffnungen berechtigt»: Schauspieler Sulzer im Stück «Friedliche Hochzeit», 1940.

Judentum verbunden, hatte doch die Familie Levi aus dem vorarlbergischen Sulz 1813 den Namen Sulzer angenommen. Der Schubert-Bekanntes Salomon Sulzer gilt als einer der bedeutendsten jüdischen Sakralmusiker aller Zeiten.

Vor Ausbruch des Krieges kehrte Jakob Sulzer in die Schweiz zurück. Er erlangte 1940 ein Engagement am Zürcher Schauspielhaus, das als antifaschistische Widerstandsbühne grosse Ausstrahlung besass. Sulzer erhielt die einmalige Gelegenheit, unter Regisseuren wie Leopold Lindtberg, Franz Schnyder, Wolfgang

Langhoff und Oskar Wälterlin zu spielen. Er debütierte in einer Nebenrolle im Stück «Pioniere», einem Epos um den Flieger Oskar Bider, geschrieben vom Sozialdemokraten Jakob Bühler als Beitrag zur geistigen Landesverteidigung. In der Komödie «Friedliche Hochzeit» der britischen Autorin Esther McCracken stellte Sulzer den Jim Brent dar. In diesem Dreiakter werden die Heiratspläne zweier Liebenden laufend durch Verwandte durchkreuzt. Schwerere Kost bedeutete demgegenüber «Dantons Tod» von Georg Büchner, in dem Sulzer als un-



Zuvorderst in «Gilberte de Courgenay», 1941.



Hauptrolle (M.) im «Gespensterhaus», 1942.



Letzte Rolle in «Der Schuss von der Kanzel», 1942.

menschlicher Präsident des Revolutionstri-  
bunals gewissermassen die Grausamkeit eines  
NS-Richters Roland Freisler vorwegnahm. In  
der Kriminalkomödie «Jenny und der Herr im  
Frack» von Georg Zoch spielte Sulzer die Neben-  
rolle eines Sängers neben weiblichen Stars wie  
Therese Giehse, Maria Becker und Anne-Marie  
Blanc. Im mässig lustigen Lustspiel «Am hell-  
lichten Tage» von Paul Helwig gab er den «Man-  
fred Danhoff, Mann des Erfolgs». Auch in  
Klassikern wie Schillers «Maria Stuart» (als  
französischer Botschafter Graf Bellievre), Ger-  
hart Hauptmanns «Die Ratten» (als Dr. Kegel)  
oder Shakespeares «Die lustigen Weiber von  
Windsor» (als Diener Sempel) zeigte Sulzer sein  
respektables Können.

Die Zürcher Pfauenbühne konnte als Folge  
der rassistisch und weltanschaulich bedingten Ver-  
treibungen aus Deutschland vor und hinter dem  
Vorhang die erste Garnitur der Schauspielkunst  
gewinnen. Jakob Sulzer hat in dieser einmaligen  
Umgebung zweifellos viel von bedeutenden  
Kolleginnen und Kollegen gelernt. Andererseits  
erwies sich die Konkurrenz dann längerfristig  
doch als zu stark; Ende 1940 endete seine Anstel-

lung am Schauspielhaus. Die Aufnahme ins En-  
semble des Stadttheaters St.Gallen bedeutete  
zweifellos einen gewissen Abstieg in die Provinz,  
der ihm zu schaffen machte. Für kleinere Auf-  
tritte verpflichtete ihn auch das legendäre Cabaret  
Cornichon, das mit seinen politischen An-  
spielungen gegen die Achsenmächte regelmässig  
die Zensurbehörden auf den Plan rief.

### Auf Hollywood-Niveau

Eine erste kleine Leinwandrolle spielte Jakob  
Sulzer 1940 als Seldwyler im Dialektfilm «Die  
missbrauchten Liebesbriefe» nach der Novelle  
von Gottfried Keller. Auf den ersten Blick nichts  
als eine charmante Komödie, ging es hier tat-  
sächlich um eine raffinierte Abrechnung mit der  
deutschen Kulturhochstapelei. Lazar Wechsler  
als Produzent, Leopold Lindtberg als Regisseur,  
Kameramann Emil Berna und die erste Garde  
von Schweizer Schauspielern ermöglichten in je-  
nen Jahren ein Filmschaffen, das teilweise Hol-  
lywoodniveau erreichte. National bekannt  
machte Sulzer die Rolle des Kanoniers Otto  
Helbling im erfolgreichsten Film der Kriegs-  
jahre, «Gilberte de Courgenay» von 1941. Der  
flotte, sichtlich aus urbanem Milieu stammende  
Student Helbling wirbt mit seinen Kameraden  
von der Batterie 38 um die Titelheldin, umwer-

### Kaum jemand wusste, dass der begehrte Junggeselle im wahren Leben keine Frauen liebte.

fend gespielt von Anne-Marie Blanc. Sein  
Schnurrbärtchen sitzt ihm genauso elegant, wie  
er Zigaretten raucht. Sulzer komponiert das Gil-  
berte-Lied und begleitet den Texter Hasler (Er-  
win Kohlund) am Klavier: «Wart, ich gib der de  
Ton aa!» Der riesige Publikumserfolg des patri-  
otischen Streifens machte Sulzer neben den an-  
dern Darstellern zu einer Art nationalem Star.

Der Film «Emil, me mues halt rede mit-  
enand!» bedeutete eine kleinbürgerliche Para-  
derolle für Emil Hegetschweiler. Sulzer verkör-  
perte hier den Herzensbrecher in Gestalt  
eines aufgestellten jungen Mannes von neben-  
an, des Harmonikalehrers Alexander Brenner.  
1942 folgte der Film «De Winzig simuliert», in  
welchem der Komiker Rudolf Bernhard für  
Lachsalven sorgte. Bernhard brillierte als Gott-  
lieb Winzig, der einen Unzurechnungsfähigen  
spielt, um seiner Entlassung vorzubeugen.  
Doch der Verrückte wird in seiner Umgebung  
zunehmend als Genie bewundert. Sulzer trat  
in dieser turbulenten Komödie als Chemiker  
Dr. Senn auf.

Eine Hauptrolle erhielt Jakob Sulzer 1942 als  
liebenswürdiger Rico im Film «Das Gespen-  
sterhaus» unter der Regie von Franz Schnyder.  
Rico soll eine Zeitungsreportage über ein Spuk-  
haus an der Berner Junkerngasse schreiben. In  
dieser harmlosen Gruselgeschichte, in der sich  
alles in Wohlgefallen auflöst, trat neben Cha-

rakterdarstellern wie Therese Giehse, Emil  
Hegetschweiler und Alfred Rasser mit Jakob  
Sulzer und Blanche Aubry ein neues jugendli-  
che Traumpaar auf; die Jurassierin setzte ihre  
Karriere später als gefeierte Burgschauspielerin  
in Wien fort. Zum letzten Mal auf der Leinwand  
erschien Jakob Sulzer 1942 in der Produktion  
«Der Schuss von der Kanzel», von Lindtberg  
nach Conrad Ferdinand Meyer inszeniert. Hier  
mimte Sulzer den draufgängerischen, fidelen  
Hauptmann Kilchsperger, dem der jagdbesese-  
sene Pfarrer Wertmüller seine Tochter Rahel  
zur Frau geben will. Da deren Liebe aber dem  
sensiblen Theologen Pfannenstiel gilt, tritt  
Sulzer alias Kilchsperger galant zurück und  
gibt dem schüchternen Pfannenstiel sogar  
Eroberungstipps.

### Doppelselbstmord mit dem Partner

Kaum jemand wusste, dass der Frauenschwarm  
Jakob Sulzer im wahren Leben keine Frauen  
liebte. Was in den damaligen Künstlerkreisen  
keinen Skandal mehr verursachte, war im bür-  
gerlichen Leben tabu. Überhaupt scheint den  
homosexuellen Mimen eine ernste Lebenskrise  
erfasst zu haben – seine Karriere befand sich in  
einer Sackgasse. Sulzer war zweifellos Opfer  
der zeitlichen Umstände; eine Tätigkeit auf  
grossdeutschen Bühnen verbot sich jedem  
demokratisch gesinnten Schweizer.

Am 4. Mai 1943 erschreckte die Bewohner des  
Mehrfamilienhauses an der Zürcher Freiestras-  
se 109 ein lauter Knall. Der sofort alarmierten  
Kriminalpolizei bot sich ein trauriger Anblick,  
von dem noch immer ein Bild in den fotografi-  
schen Akten des Stadtarchivs lagert: Jakob Sul-  
zer hatte sich mit seinem Karabinergewehr in  
einen Wandschrank begeben, mittels Holzstab  
die Abzugsvorrichtung betätigt und sich in den  
Kopf geschossen. Am folgenden Tag tötete sich  
mit einer Pistole auch sein Partner, der verhei-  
ratete Rechtsanwalt Dr. Max O. Moser an der  
Schöntalstrasse 1. War es die damalige Aus-  
sichtslosigkeit ihrer homosexuellen Existenz?  
Waren es Versagensängste vor den Erwartun-  
gen ihrer bürgerlichen Umgebung?

In der Todesanzeige teilten die Eltern «in  
tiefem Schmerz» mit, dass ihnen Jakob Sulzer  
«plötzlich entrissen wurde» und dass eine  
«stille Beerdigung im engsten Familienkreise»  
stattfinde. Die NZZ vermeldete die Todesnach-  
richt knapp und betonte, der 35-jährige Künst-  
ler habe «zu guten Hoffnungen berechtigt». Leopold Lindtberg äusserte noch in den sechzi-  
ger Jahren sein Bedauern über den frühen Tod  
Jakob Sulzers. Dieser frischfröhliche Sympa-  
thieträger hätte sein Potenzial eines auf helve-  
tische Verhältnisse zugeschnittenen Charmeurs  
angelsächsischer Prägung zweifellos gut ins  
Fernsehzeitalter retten können. Doch das drei-  
bändige «Theaterlexikon der Schweiz» wür-  
digt Jakob Sulzer mit keiner Zeile – weder in  
der Buchausgabe von 2005 noch in der online  
gestellten Version von 2013. ○

## Top 10

### Knorr's Liste

1	<b>Carol</b>	★★★★★
	Regie: Todd Haynes	
2	<b>Joy</b>	★★★★☆
	Regie: David O. Russell	
3	<b>The Big Short</b>	★★★★☆
	Regie: Adam McKay	
4	<b>Pawn Sacrifice</b>	★★★★☆
	Regie: Edward Zwick	
5	<b>Legend</b>	★★★★☆
	Regie: Brian Helgeland	
6	<b>Bridge of Spies</b>	★★★★☆
	Regie: Steven Spielberg	
7	<b>Heidi</b>	★★★★☆
	Regie: Alain Gsponer	
8	<b>Schellen-Ursli</b>	★★★★☆
	Regie: Xavier Koller	
9	<b>Star Wars: The Force Awakens</b>	★★★☆☆
	Regie: J.J. Abrams	
10	<b>Spectre</b>	★★★☆☆
	Regie: Sam Mendes	

### Kinozuschauer

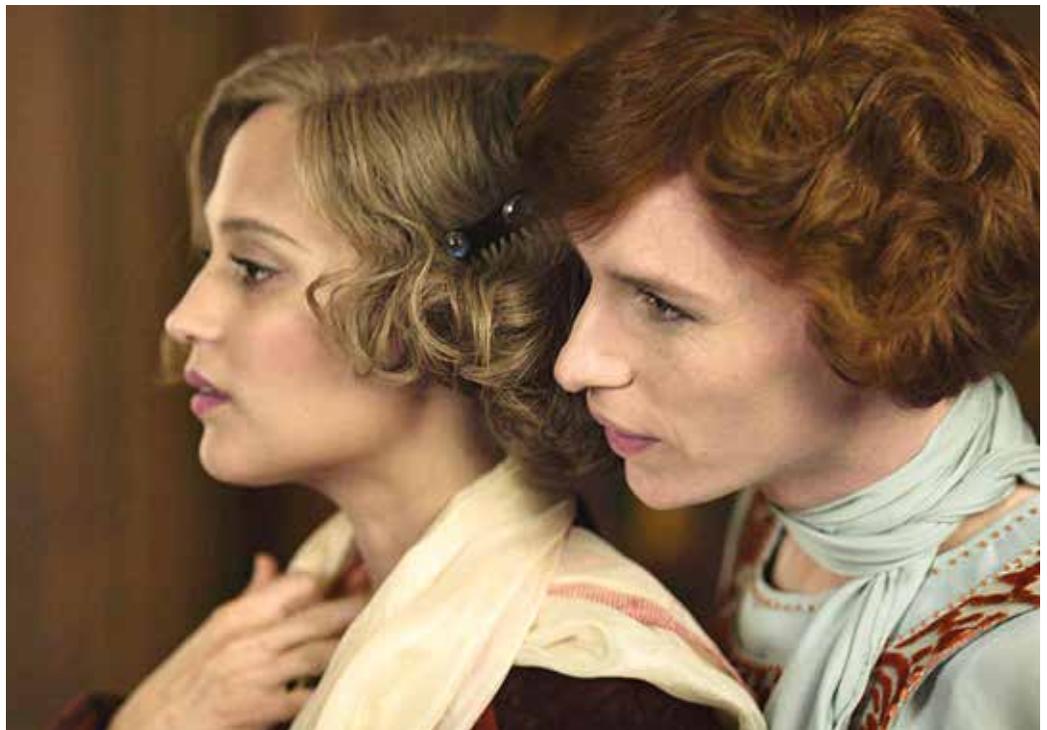
1 (1)	<b>Heidi</b>	61 046
	Regie: Alain Gsponer	
2 (-)	<b>Star Wars: The Force Awakens</b>	50 445
	Regie: J.J. Abrams	
3 (-)	<b>Joy</b>	16 970
	Regie: David O. Russell	
4 (2)	<b>Spectre</b>	16 471
	Regie: Sam Mendes	
5 (4)	<b>Schellen-Ursli</b>	15 243
	Regie: Xavier Koller	
6 (-)	<b>The Peanuts Movie (3-D)</b>	13 070
	Regie: Steve Martino	
7 (-)	<b>The Big Short</b>	10 283
	Regie: Adam McKay	
8 (-)	<b>Ich bin dann mal weg</b>	9 095
	Regie: Julia von Heinz	
9 (3)	<b>The Hunger Games</b>	6 463
	Regie: Francis Lawrence	
10 (-)	<b>Legend</b>	6 012
	Regie: Brian Helgeland	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (2)	<b>Minions (Universal)</b>
2 (1)	<b>Mission: Impossible 5 (Rainbow)</b>
3 (3)	<b>Honig im Kopf (Warner)</b>
4 (-)	<b>Der Hobbit: Schlacht... (Warner)</b>
5 (5)	<b>Ted 2 (Universal)</b>
6 (10)	<b>Jurassic World (Universal)</b>
7 (6)	<b>Ant-Man (Disney)</b>
8 (7)	<b>Pixels (Sony)</b>
9 (8)	<b>Die Eiskönigin – völlig ... (Disney)</b>
10 (4)	<b>Codename U.N.C.L.E. (Warner)</b>

Quelle: Media Control



Goldrichtig: Einar (Eddie Redmayne, r.), Gattin Gerda (Alicia Vikander).

### Kino

## Endstation Sehnsucht

Der richtige Film zur Transgender-Debatte: «The Danish Girl» erzählt die wahre Geschichte des ersten Transsexuellen.

Von Wolfram Knorr

Zwischen Kunst und Leben liegen Welten. Die Kunst ist erhaben, abgehoben; das Leben ein irdisches Tal opportunistischen Treibens. Gerda Wegener (Alicia Vikander) wird mit den Porträts ihres Gatten Einar (Eddie Redmayne) als androgynes Modell vom Kunstmarkt begehrt, während Einar, der sich zunehmend zum weiblichen Geschlecht hingezogen fühlt und Frauenkleider zu tragen beginnt, von der Gesellschaft als abnormal ausgegrenzt, als Schwuler verprügelt, von Ärzten für schizophren erklärt wird. Der dänische Maler Einar Wegener, der mit seiner Frau Gerda im Kopenhagen der 1920er Jahre ein fröhliches Künstlerleben führte, war einer der Ersten, die die Transgender-Bewegung vorwegnahmen, wenn nicht sogar der Erste.

Damals hatte er es ungleich schwerer als Bruce Jenner, Olympiasieger im Zehnkampf, der sich in Caitlyn Jenner verwandelte und von allen US-Medien als «heldenhaft» (*New York Times*) gefeiert und von *Vanity Fair* als Diva abgelichtet wurde. Zu Wegeners Zeiten war der Zeitgeist noch ein anderer. Da hätte noch niemand den Mut gehabt, zu behaupten, Frau und Mann seien nur ein soziales Konstrukt. Er wäre weggesperrt worden. Vor diesem Hintergrund liegt «The Danish Girl» von Tom Hooper («The King's Speech») goldrichtig. Er spielt in jener Zeit, in der jede Abweichung der

von oben bestimmten Normen sofort geahndet wurde, und ist gemacht für ein Publikum, das jede Abweichung von der Norm begrüsst, um ja nicht als vorgestrig zu gelten.

Im Bohème-Ambiente der Roaring Twenties flirren die Wegeners wie Glühwürmchen zwischen dionysischer Ausgelassenheit und kreativer Schaffenseuphorie. Als Einar als Ersatz für ein weibliches Modell einspringt und für seine Gattin im Spitzenkleid posiert, sieht Gerda darin noch einen Verkleidungsjux, bis er ihr bekennt: «Das ist nicht mein Körper!» Aus Camouflage wird Ernst, aus Einar «Lili Elbe» und aus der harmonischen Zweisamkeit eine Beziehungskrise. Je intensiver sich Einar mit «Lili» identifiziert, desto weiter entfernt er sich von Gerda. Als sie ihn bittet, um die Ehe zu retten, Ärzte zu kontaktieren, kommt es zu martialischen Übergriffen. Erst ein deutscher Arzt (Sebastian Koch) geht vorurteilsfrei auf Einars Ansinnen ein und bietet ihm mit mehreren Operationen eine Geschlechtsumwandlung – allerdings, fügt er hinzu, habe er diese Eingriffe noch nie in der Praxis erprobt. In seinem unstillbaren Verlangen will «Lili» sich dem Wagnis stellen. Seine Endstation bleibt Sehnsucht.

Hoopers Biopic, nach einem Buch von David Ebershoff (das sich auf Einars Tagebuch stützt), zelebriert in opulentem Art-déco-Gla-

mour und sepiafarbiger Salon-Seligkeit von Kopenhagen bis Paris zu glatt und einschmeichelnd Wegeners Geschlechtswechsel. Das verharmlost, auch psychologisch, das Wagnis für die damalige Zeit. Aber dank Eddie Redmayne, der als Stephen Hawking in «The Theory of Everything» einen Oscar erhielt, wird die Sehnsucht eines Ichs nach weiblicher Behausung zur subtilen Hochleistungs-Mimenkunst. Ein Traumwandler zwischen Mann und Frau, dessen in die Ferne entrückter Blick «Ich war immer abwesend vom Männlichen!» auszudrücken scheint, auf der Suche nach seiner wahren Identität. Das ist von hoher Suggestivkraft. ★★★★★

## Weitere Premiere

**The Revenant** — Die Filmgeschichte ist voll wüster Geschichten über masslose Projekte und ihre frevlerisch-kühnen Regisseure. Von Erich von Stroheim («Greed») über Francis Ford Coppola («Apocalypse Now») und Michael Cimino («Heaven's Gate») bis Werner Herzog («Fitzcar-



**Gewaltsbrocken:** DiCaprio in «The Revenant».

raldo») reicht die Liste der Exzentriker, die unter dem Filmemachen den existenziellen Einsatz verstanden und verstehen, das physisch Unmittelbare. In die Reihe gehört nun auch der Mexikaner Alejandro González Iñárritu («Birdman»), der mit Leonardo DiCaprio einen Ge-

waltsbrocken von Western auf die Leinwand wuchtete und bei der Umsetzung von Authentizität den Mitarbeitern derart viel zumutete, dass einige Crew-Mitglieder fluchtartig die Produktion verliessen. James W. Skotchdopole, einer der Produzenten («Django Unchained»), jagte Iñárritu vom Set; auch DiCaprio soll nicht immer amüsiert gewesen sein, liefert aber in der Rolle des zottelig-archaischen Trappers Hugh Glass seine bisher beste Leistung.

## Überwältigende Rohheit

Über Napoleon hat Hegel einmal gesagt, er sei der Weltgeist zu Pferde; über die raubeinigen Westerner à la John Wayne sagt man das nur bedingt, aber über Iñárritus wilde Pelzhändler, die in den 1820er Jahren die kanadischen Rocky Mountains erforschen und mit den Indianern im Konflikt liegen, schon gleich gar nicht. Sie wirken wie aus aschiger Glut Restfunken schlagende, dunkelbärtige Waldschrate.

Glass dient ihnen als Scout. Als er von einem Grizzlybären angefallen und lebensgefährlich verletzt wird, lassen ihn die Kerle liegen. Doch Glass überlebt und kämpft sich verbissen durch eine gnadenlose Natur, deren Schönheit von überwältigender Rohheit Mensch und Tier gegenüber ist. Iñárritus Western ist von irrwitzig-fesselnder Magie; nie ist man aussen vor, sondern immer mittendrin. Die physische Direktheit, mit der der Regie-Berserker drehte, hat sich ausbezahlt. Nichts ist hier Kulisse, alles Teil qualvoller Lebenskämpfe. Der Indianerüberfall zu Beginn, der animalische Kampf mit dem Grizzly, alles Bravourstücke einer titanenhaften Regie, die das Fremde, Undurchdringliche, Geheimnis- und Gefährvolle ohne Umwege, auf direktem Weg, nachvollziehbar macht, auch natürlich dank der wuchtigen Winter- und düsteren Waldpanoramen von Kameramann Emmanuel Lubezki («The New World»).

«The Revenant» ist eine Art realitätsgesättigte «Schmutzversion» von Sidney Pollacks «Jeremiah Johnson». ★★★★★

## Fragen Sie Knorr

**Bald kommt mal wieder ein Superhelden-Blockbuster von der Marvel-Konkurrenz DC Comics ins Kino. Warum war es um DC eigentlich so still. Liegt's an der Rivalität?** H. C., Bern



So still war's nun auch wieder nicht. Es ist gerade mal knapp zwei Jahre her, da lief die Neuauflage von «Superman – Man of Steel», und zwischen 2005 und 2012 sorgte die Batman-Trilogie von Christopher Nolan für Furore. Aber es ist schon richtig, zwei Jahre sind fast eine Ewigkeit, gemessen an den Marvel-Produk-

tionen «Ant-Man», «X-Men», «Avengers» et cetera. Die Rivalität zwischen den Comic-Riesen ist uralte. In den 1940ern erfanden C. C. Beck und Bill Parker für «Whiz Comics» Captain Marvel, der als Superman-Kopie galt und erfolgreicher war. Es kam zu einem komplizierten Rechtsstreit. Captain Marvel durfte nicht mehr als Figur genutzt werden und wurde zum Markennamen der Konkurrenz.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernsehkritik

# Endlich zensiert

Von Rico Bandle



**Bis an die Schmerzgrenze:** Komiker Somuncu.

Die grösste Auszeichnung für einen Satiriker ist nicht etwa der Salzburger Stier, sondern von einem öffentlich-rechtlichen Sender zensiert zu werden. Dann ist man wichtig, ja, eine Gefahr fürs System. Was will man mehr? Kabarettist Franz Hohler erwähnt noch immer bei jeder Gelegenheit, wie ihn das Schweizer Fernsehen vor zwanzig Jahren zensuriert habe. Andreas Thiel schmückt sich damit, der «meistzensierte Satiriker der Schweiz» zu sein. Nun gehört auch der deutsch-türkische Komiker Serdar Somuncu zum erlauchten Kreis: Weil das SRF seinen Auftritt am Arosa-Humor-Festival rausschnitt, rief er laut: «Zensur!» SRF habe politisch entschieden, da er die Schweizer als «aufrichtige Nazis» bezeichnet und einen «Christoph Arschblocher» erwähnt habe.

In der Folge stellte das Festival einen Film seines Auftritts aufs Netz: Brachialkomik, die bis an die Schmerzgrenze geht – und noch darüber. Aber was erwartet man denn von einem Satiriker? Streichelheiten? Somuncu ist nicht so primitiv, wie es die herausgepickten Stellen suggerieren. Zwar zog er über die angeblich so ausländerfeindlichen Schweizer Dampfbäckchen her, er stellt sich dann aber selbst als ebensolche Dampfbäcke heraus. Da ist eine grosse Portion Selbstironie, die den Stahlhammer abfedert. Dass ihn SRF herausgeschnitten hat, ist schade, man hätte ihn gut zeigen können, am besten gleich nach Thiel, als Ausgleich sozusagen.

Von Zensur zu sprechen, wenn ein TV-Sender ein zu langes Bühnenprogramm kürzen muss, ist weit hergeholt. Dass Somuncu nun die nächsten zwanzig Jahre von dem Vorfall zehren kann, sei ihm aber gegönnt.

**Arosa-Humor-Festival:** 3. und 10. Januar, SRF 1.

# Jubiläumssieber

«Glanz & Gloria» feiert im Kaufleuten das zehnjährige Bestehen. Das legendäre «Mascotte» wird hundert. *Von Hildegard Schwaninger*



Preis für Eleganz: Christa Rigozzi (r.), Annina Frey.

Nimmt man die Fröhlichkeit der Party, mit der «Glanz & Gloria» den zehnten Geburtstag feierte, zum Seismografen für ihre Daseinsberechtigung (Stichwort: Service public), dann ist die TV-Sendung, die sich mit Cervelat- und anderen Promis beschäftigt, durchaus essenziell. Es war eine fröhliche Sause, «Glanz & Gloria» wurde zehn Jahre alt, man feierte im «Kaufleuten». Paola BIASON, Chefin von «G & G», begrüßte jeden Gast persönlich, dann stieg sie auf die Bühne, gab in einer sehr herzlichen Ansprache ihrer Freude Ausdruck, dass man «dieses für uns schwierige Jahr gut überstanden hat» (eben das Jahr mit der Existenzberechtigungs-Frage), dankte allen. Es schwirrten vor allem Leute herum, die man aus der Fernsehsendung kennt – und die dank dieser Sendung einen Berühmtheits-



Persönlich: «G&G»-Chefin BIASON.

grad erreicht haben, den sie ohne «Glanz & Gloria» niemals hätten. Manche erreichten sogar landesweiten Starstatus, so **Christa Rigozzi**, die Ex-Miss-Schweiz aus dem Tessin, die hinreissend aussah in einem roten T-Shirt und langem Rock aus schwarzer Spitze (gut durchdachter Stilbruch) und den Preis für Eleganz entgegennehmen durfte. Für den war auch der schräge Sänger **Michael von der Heide** nominiert, der zugab, dass er ihn gern gehabt hätte (wäre origineller gewesen, fand er), und sich dann zum Trost dem reichlich ausgeschenkten Schaumwein hingab.

**Annina Frey** führte durch den Abend. Dass die «G & G»-Starmoderatorin polarisiert, weiss jeder, sie selbst bewies den Humor, mit dem sie das nimmt. Von der *Schweizer Illustrierten* sei sie ganz vorne unter die «nervigsten Persönlichkeiten der Schweiz» gewählt worden. *SI*-Chefredaktor **Stefan Regez** verzog keine Miene, als sie dies erwähnte, er stand neben seiner neuen Mitarbeiterin **Sarah Meier**, die nach ihrer Karriere als Eisprinzessin als Journalistin arbeitet. Sie wurde – alle freuten sich, denn keine hat es verdient wie sie – mit gleich zwei «G & G»-Preisen ausgezeichnet: dem «Glory» für Emotionen und dem Publikums-«Glory» (von den Fernsehzuschauern gewählt).

Man sah viel Promi-Nachwuchs, Moderatorin und Schauspielerinnen **Kiki Maeder**, Star-

köchin **Meta Hildebrand** vom «Le Chef», in einem Kleid in der Farbe ihres karottenroten Haarschopfs und in Begleitung ihrer Schwester **Sarah**, Sängerin **Paloma Würth** sowie ein paar Ex-Missen. Regisseur **Paul Riniker**, ein Prominenter der Kulturszene (mit «Usfahrt Oerlike» hat er einen der erfolgreichsten Schweizer Filme der letzten Jahre geschaffen; zurzeit steht er – erstmals – als Theater-Schauspieler auf der Bühne), sass in einer Ecke und freute sich am Schwung der anwesenden Jugend, **Hausi Leutenegger** war auch da und sogar der älteste Cervelat-Promi der Schweiz, die 90-jährige **Lys Assia**, Theaterunternehmer **Federico Pfaffen** von der «Herzbaracke» (nominiert für den «Glory» für Liebe) mit seiner Freundin.

Kaum vorzustellen, dass im «Mascotte» am Zürcher Bellevue, wo am Wochenende die Jeunesse dorée Schlange steht, schon ihre Grosseltern und Urgrosseltern die Nächte durchfeierten. Das «Mascotte» wird 100 Jahre alt, es wurde als «Palais Mascotte» am 13. Januar 1916 eröffnet. Das Jubiläum muss gefeiert werden. **Freddy Burger**, der das «Mascotte» heute führt, lädt ein, mit Stadtpräsidentin **Corine Mauch** hält er die Eröffnungsrede für einen Abend, der etwa so veranstaltet wird, wie er 1916 hätte stattgefunden haben können. Damals traten als «vornehmste Attraktionen» diverse Tänzerinnen und Tänzer auf (**Ferkéo** es



Stars im «Mascotte»: Burger, Sammy Davis Jr.

**Mariska**, der ungarische Csikós-Csárdás-Tänzer, Charakter-Tänzerin **Ines Sylvia** etc.), heute **Emma Mylan** mit «Moonlight Serenade», **Christian Jott Jenny** mit «O sole mio», Patrick Frey mit «Absinth-Amaretti», Stummfilm Pianist **Alexander Schiwow**. **Martin Stricker** macht den Conférencier, **Pepe Lienhard** spielt mit seinem Orchester, **Peter Roth** von der «Kronenhalle»-Bar gestaltet die Drinks. Die Jubiläumsparty-Gäste sind geladen zu Walzer, Swing, Rock'n'Roll, um «für einige wertvolle Augenblicke, eventuell auch mit dem berühmten Gläschen zu viel, den Realitäten des Lebens zu entfliehen» – schon 1916 Sinn und Zweck des geselligen Beisammenseins.

## Im Internet

[www.schwangerpost.com](http://www.schwangerpost.com)

# Eisiges Wunderland

Die Lehrerin Francesca Garzio, 27, und der Eisenleger Michael Carney, 29, haben im vergangenen Jahr geheiratet und folgten dabei einem neuen Trend: Winter-Hochzeiten.



«Vom Himmel aus»: Brautpaar Carney-Garzio.

**Francesca:** Auch die beste Planung kann schlechtes Wetter nicht verhindern. In unserem Fall hofften wir allerdings geradezu darauf, denn das gesamte Konzept war darauf ausgerichtet, dass es am Hochzeitstag eisig sein und stürmen und schneien würde.

**Michael:** Die winterliche Umgebung war an diesem Tag akustisch ganz ruhig, mit einem Wort: Es war magisch. Die Farben einer Hochzeit, Weiss und Elfenbein, korrespondierten perfekt mit dem winterlichen Thema, das wir bei unserem Fest verfolgten. Die Schönheit von schimmernden Kristallen, viel Silber und Weiss schätzen übrigens auch immer mehr Paare, wie wir während der Planung bemerkten.

**Francesca:** Ich betete, dass es schneien würde. Mein Vater war drei Wochen vor unserem Fest plötzlich verstorben. Als es tatsächlich zu rieseln begann, bildete ich mir ein, dass er vom Himmel aus meinen Wunsch erfüllt hat.

**Michael:** Da die Temperaturen am grossen Tag ein Thema sind, müssen bei den Vorbereitungen einige Dinge beachtet werden: Hat man vor, sich länger in der eisigen Zauberlandchaft aufzuhalten, und findet dort vielleicht sogar die Zeremonie statt, sollten die Gäste entsprechend informiert werden. Es werden dennoch Frauen in

rückenfreien Kleidern und Männer ohne Mäntel auftauchen. Schals, Handschuhe und warme Decken sollten darum auf Vorrat bereitliegen. Ein kornblumenblauer Anzug aus feinem Cord wäre schön gewesen, aber schlussendlich trug ich doch einen klassischen dunklen Anzug, der ein wenig an die 1920er Jahre erinnerte.

**Francesca:** Die meisten Winter-Bräute tragen Diademe im Haar und sehen aus wie wahre Eisköniginnen. Langärmelige Hochzeitskleider sind natürlich hochelegant und auch ein Muss, weil ein sexy Dress einfach unpassend wäre und man in den Flitterwochen ja nicht mit einer Lungenentzündung im Bett liegen will. Die meisten wählen dazu ein Pelz-Cape und einen Muff. Viele leihen sich solche Dinge aus oder kaufen sie secondhand. Allerdings entstehen ganz schreckliche Kombinationen, weil auch weisse Pelze farblich oft einen Gelbstich haben. Die Farbe dieser Accessoires sollte darum unbedingt feststehen, bevor man das Kleid wählt. Ich trug einen alten Pelzmantel meiner Mutter und fand nachträglich ein Kleid in exakt demselben Farbton. Man kommt auch in Versuchung, zu viele Winter-Wunderland-Dinge miteinander zu kombinieren. Diademe im Haar und Kristall an den Ohren, Nagelspitzen, die mit Glitzer verziert sind, und perlenbesetzte Kopfteile sollten eher als punktuelle *showstopper* eingesetzt werden.

**Michael:** Wenn das alles geklärt ist, kann das Fotoshooting stattfinden. Dafür braucht man sich nur in einen verschneiten Park zu stellen oder vor eine Strassenlampe. Den Rest macht der Winter. Allerdings sollte man für das Fotoshooting die Stunde vor dem Sonnenuntergang wählen, Mittagslicht ist zu hart und lässt die Brautpaare fürchterlich aussehen.

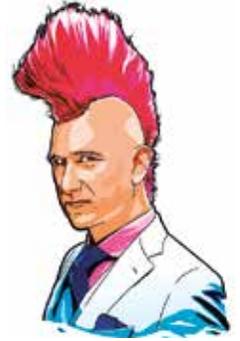
**Francesca:** Finden Anlässe im bereits schneereichen Freien statt, sollten Iglus gebaut und heisser Glühwein und warme Speisen serviert werden, denn die Stimmung sinkt definitiv in den Keller, wenn die Gäste frieren. Auf eine winterliche Kutschenfahrt haben wir verzichtet, zugunsten üppiger Dekorationen im Festsaal. Künstliche Schneeflocken, aber auch Beeren, Tannzapfen, Fichtennadeln unterstrichen den winterlichen Charme des Anlasses. Wohin wir in die Flitterwochen verreisten? Natürlich in die Südsee.

Protokoll: Franziska K. Müller

# Gleichstellung II

Von Andreas Thiel — Wir haben einen ganz neuen Ansatz gefunden.

**Gleichstellungsbeauftragte:** Herr Thiel, es freut uns ausserordentlich, Ihnen mitteilen zu dürfen, dass wir eine Lösung gefunden haben, wie wir die muslimische Frau dem muslimischen Mann gleichstellen können.



**Thiel:** Ich bin begeistert! Unser Gespräch in der letzten Ausgabe hat demnach gefruchtet. Sie sind also endlich bereit, die Scharia zu verbieten?

**Gleichstellungsbeauftragte:** Nein, das widerspricht der Religionsfreiheit.

**Thiel:** Wie bitte? Die Unterdrückung der Frau im Namen der Religion soll weiterhin möglich sein?

**Gleichstellungsbeauftragte:** Nein, natürlich nicht. Aber wir haben einen ganz neuen Ansatz gefunden. Die Scharia kann damit weiterhin angewendet werden.

**Thiel:** Mit der Scharia bleibt aber auch die Diskriminierung der Frau bestehen.

**Gleichstellungsbeauftragte:** Ganz im Gegenteil. Wir haben nämlich gar nicht vor, die muslimische Frau dem muslimischen Mann gleichzustellen. Wir werden vielmehr den muslimischen Mann der muslimischen Frau gleichstellen.

**Thiel:** Ich verstehe nicht, wo ich da einen Unterschied sehen soll.

**Gleichstellungsbeauftragte:** Fortan gelten für muslimische Männer die gleichen Gesetze wie für muslimische Frauen. In der Öffentlichkeit müssen muslimische Männer ein Kopftuch tragen, unter die Leute dürfen sie nur noch in Begleitung einer weiblichen Verwandten, und Baden ist ihnen auch bloss noch im Ganzkörperbadeanzug gestattet.

**Thiel:** Ich bin begeistert!

**Gleichstellungsbeauftragte:** Zudem dürfen die muslimischen Männer nur noch typische Frauenberufe ausüben wie Primarlehrer.

**Thiel:** Meine Begeisterung lässt nach...

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Zarter Zungenbrecher

Von Peter Rüedi



**B**ordeaux ist mehr als das, was in den Tabellen der klassierten Crus aufgeführt ist. Die sind zwar nach wie vor so etwas wie das Wein-Gotha, das Adelsverzeichnis der Wein-Nobilitäten aus Frankreichs berühmtestem Anbaugebiet – mit allen Schattierungen: vom Hochadel bis zum verarmten Landadel, inklusiv einiger spät ernannter (oder erkaufter) Baronien. Aber auf dem linken und rechten Ufer von Gironde und Garonne gibt es mehr, als was die Schulweisheit sich bei Tisch träumen lässt.

Wer kein Snob ist, der wagt vom Medoc auch schon mal den Sprung über den Fluss. Dort findet er zum Beispiel die Appellation Blaye respektive 1er Côtes de Blaye, die zusammen mit der ihr benachbarten Côtes de Bourg mehr Wein produziert als ganz Saint-Emilion. Was allerdings heisst: Wer auf Qualität aus ist, braucht einen Trüffelhund, also einen Weinhändler, der ihn auf Trouvaillen aufmerksam macht (Premiers Crus verkaufen kann jeder, der geschickt genug ist, sie zu einem halbwegs vertretbaren Preis anbieten zu können). Hier ist ein solcher Geheimtipp, den ich dem Hause Gerstl verdanke und subito weiterreiche wie eine heisse Kartoffel (nicht ohne mich an ihr ausgiebig gewärmt zu haben). Von selbst kommt keiner auf diesen Wein. Erstens, weil er den deutsch kaum aussprechbaren Namen Le Joyau trägt und vom noch zungenbrecherischeren Château Le Queyroux stammt, das heisst von Dominique Léandre-Chevalier, einem Winzer, der, zweitens, den 1985 ererbten Betrieb von fünfzehn Hektar Reben auf inzwischen noch ganze drei reduziert hat, eine Grösse, die unter dem Radar sämtlicher Weinführer liegt. Léandre nennt sich den «Mann mit dem Pferd», weil er seinen Rebberg mit dem Ross (und übrigens biodynamisch) bearbeitet. Das Resultat ist beim Jahrgang 2009 eine ganz erstaunliche Bordeaux-Cuvée, tiefgründig und voller Finesse; Cassis, Pflaumen, Gewürze. Auch abenteuerlich animalische Noten. Eine Wucht im Samthandschuh. Im Übrigen abermals ein Beispiel für den Gemeinplatz, nach welchem man sich in grossen Jahren an vermeintlich kleine Weine, in kleinen an grosse halten soll.

Château Le Queyroux 1er Côtes de Blaye AOC.  
13%. Gerstl Fr. 32.–. [www.gerstl.ch](http://www.gerstl.ch)

## Zweite Heimat

Im Zürcher Restaurant «Più» wird mit viel Liebe zum Detail eine Pizza nach neapolitanischem Vorbild gebacken. Von David Schnapp



Das Thema ist Neapel: Küchenchef Teixeira, Gerichte aus dem «Più».

**G**astronomie für ein grosses Publikum ist keine besondere Kunst. Wie man sie beherrscht, zeigt fast beispielhaft das «Ristorante Più» an der Zürcher Europaallee, der neuen Hip-Strasse der Stadt. Das Lokal gehört zum Familienunternehmen Bindella, das seit über hundert Jahren die Schweiz mit italienischer Tischkultur versorgt. Das «Più» ist kulinarisch interessant – dazu kommen wir gleich noch –, aber auch familiär, weil es weitgehend das Werk der nächsten Bindella-Generation ist.

Mehr als vier Jahre hat Rudi Bindella jr. das Konzept entwickelt, eingeflossen sind dabei auch Erfahrungen, die sein Bruder Christian in Tel Aviv gemacht hat, wo dieser seit einiger Zeit ein Restaurant betreibt. So hat etwa die wohnliche Innenarchitektur nahöstliche Wurzeln und auch der «Più»-Salat, eine erfrischende, nussige Angelegenheit mit Rucola, Blumenkohl, Mandeln und Haselnüssen. Der Salat ist ein Rezept der «Bindella Osteria & Bar» in Israel und erweitert – geschmacklich gesehen – den mediterranen Raum mit orientalischen Aromen.

Auch wenn das «Più» innenarchitektonisch und kulinarisch eine gewisse Weltläufigkeit ausstrahlt, so ist das Hauptthema klar verortet: Neapel. Das beginnt bei den gefüllten Cornetti, die wie die cremige Panna cotta mit Himbeeren aus der eigenen Patisserie stammen und im Take-away-Bereich angeboten werden. Und geht bis zur Pizza, die fünfzig Prozent der Gäste be-

stellen. Sie wird mit einer qualitätsbesessenen Detailverliebtheit hergestellt, die man selten sieht in gastronomischen Unternehmungen für das grosse Publikum: Das Mehl aus Neapel für den Teig, dem eine extralange Gehzeit zugestanden wird, ist ebenso handverlesen wie die ganzen, geschälten Pelati aus Parma.

### Hauseigener Mozzarella

Die Tomatensauce wird übrigens nicht gekocht, sondern kalt gemixt. Sie enthält neben den Tomaten lediglich Salz, Pfeffer, Olivenöl und Basilikum und hat ein intensives, mit feiner, fruchtiger Säure angereichertes Tomatenaroma. Schliesslich kommt Fior-di-latte-Mozzarella auf die Grundpizza, die der Gast dann am Tisch mit verschiedenen Beilagen (zum Beispiel Gemüse, Parmaschinken oder Trüffelpaste) anreichern kann. Der milchige Mozzarella aus der Campagna wird eigens für das «Più» hergestellt und kommt frisch auf die Pizza. Das ist nicht selbstverständlich, in den meisten Pizzerias wird getrockneter, gehobelter Käse verwendet.

Das Resultat all dieser Bemühungen ist eine fluffige, aromatische Pizza, wie sie typisch ist für Neapel. Küchenchef Carlos Teixeira hat beobachtet, dass viele Italiener sein Restaurant genau deshalb besuchen. Sie hätten im «Più» eine zweite Heimat gefunden, sagt er.

Ristorante Più: Europaallee, Kasernenstrasse 95, 8004 Zürich, Telefon 044 242 33 22. Täglich geöffnet.



Auto

## Wir Gutmenschen

Ein Elektrofahrzeug wie der Kia Soul EV verbraucht kein Benzin – und ein wohliges Gefühl gibt es kostenlos dazu. *Von David Schnapp*

Das gute Gefühl kommt sofort und ist erst noch gratis: Jedes Mal, wenn ich ein Elektroauto fahre, wächst in mir die Überzeugung, endlich zu den Gutmenschen zu gehören. Wir Elektroautofahrer sind leise und verbrennen keine Treibstoffe. Weil der Strom für die Batterie weniger leicht zugänglich ist als Benzin oder Diesel, gehen wir mit der Energie haushälterisch um. Wir fahren langsamer, sind also entspannter, und die paar Minuten, die wir später ankommen, weil wir nur 90 statt

120 km/h gefahren sind, werden genutzt für ein paar hochfliegende Ideen.

Elektromobilität ist eben nicht dasselbe wie Benzinmobilität. Sie ist kostbarer und fragiler. Deshalb ist etwa das Tesla-Konzept nicht sinnvoll: Wenn man ein grosses, schweres Auto, das Benzin verbraucht, ersetzt durch ein grosses, noch schwereres Auto, das Strom verbraucht, ist nichts besser als zuvor. Im Gegenteil: je grösser die Batterie, desto mehr Sondermüll. Wenn man hingegen ein kleines, halbwegs leichtes Auto wie den Kia Soul EV nimmt, spart man nicht nur viel Benzin, sondern bekommt dazu noch die Gewissheit, zu den Guten zu gehören.

Der Kia Soul EV ist ein vollwertiger Kompaktwagen, vergleichbar mit dem E-Golf oder dem BMW i3 (ohne Range Extender). Der Auftritt des würfelartigen Autos ist charmant, der Innenraum hat eine gute Mischung aus Sachlichkeit und Fröhlichkeit. In einem Test von *Autobild* schaffte der Kia 210 km Reichweite – wenn auch nicht unter winterlichen Bedingungen. Bei meiner Fahrt (Aussentemperatur 2° C) startete ich im Soul mit einer Maximalreichweite

von 118 km (Heizung und Radio an), legte 39 km zurück und hatte am Schluss noch 78 km übrig. Mit anderen Worten: Getreu dem Prinzip «What you see is what you get» stimmt beim Kia die vorausberechnete Reichweite mit der tatsächlich zurückgelegten Strecke gut überein.

### Stil, Raum, Komfort

Beim Stromsparen helfen Lösungen wie die Klimaanlage, die sich nur für den Fahrer einschalten lässt, oder das Vorkühlen/-heizen, während das Auto noch am Ladekabel angeschlossen ist. Erstaunlicherweise verändert einen das Fahren eines batteriebetriebenen Fahrzeugs tatsächlich: Beschleunigen, Bremsen, Vorausschauen – zu allem macht man sich ein paar Gedanken mehr, denn schliesslich geht es um die gute Sache. Der Kia Soul EV hat mit einer Kapazität von 27 kWh eine relativ grosse Batterie (Lithium-Ionen-Polymer) im Vergleich zu anderen Elektroautos im Kompaktsegment. Er ist aber auch etwas schwerer als etwa ein BMW i3, und bei der GesamtAbstimmung stand wohl Komfort vor Sportlichkeit. Das Fahrwerk des Soul wiegt einen sanft über die Autobahn, der Elektromotor beschleunigt eher gemächlich (11,2 Sekunden von 0 auf 100 km/h).

Zum Preis von knapp 40 000 Franken gibt es mit dem Kia Soul EV ein gutausgestattetes Elektroauto mit sieben Jahren Garantie. Unbezahllbar ist dafür das Gefühl, auf der richtigen Seite zu fahren.

### Kia Soul EV Style

Leistung: 111 PS / 81,4 kW, Batterie: 27 kWh  
Höchstgeschwindigkeit: 145 km/h  
Preis: Fr. 39 900.–





«Die Katastrophen verdichten sich immer sehr»: Komiker und Buchautor Feuerstein, 78.

MvH trifft

## Herbert Feuerstein

Von Mark van Huisseling — Vorsicht: Zum Jahresbeginn ein Gespräch mit einem der lustigsten Männer, die unser Kolumnist kennt.

Es ist gefährlich, gut über Sie zu sprechen.» – «Ja, klar. Gab's Hass-Rückmeldungen?» – «Ich hab zu Elke Heidenreich...» – «Ach, die scharfzüngige Schlange.» – «... gesagt: <Herbert Feuerstein ist einer der lustigsten Männer, die ich kenne.> – <Der ist nicht lustig, der ist tief deprimiert>, hat sie drauf gesagt. Und: <Ich fand ihn immer kläglich.>» – «Gut, also <kläglich> ist nicht nett, aber das hab ich nicht anders von der Elke erwartet. Wir kennen uns sehr lange, wir haben zusammengearbeitet. Aber sie schätzt mich richtig ein: Ich bin jemand von der depressiven Seite. Die Katastrophen verdichten sich immer sehr, die sind mir nahe, die dunkle Materie... Die Depression ist manifest, aber ich bin nach wie vor nicht bereit, mich einem Psychiater zu unterwerfen, mir fehlt das Urvertrauen.» – «Und ich dachte, Sie seien beliebt; auch weil Sie die Rolle des Underdogs einnahmen, im Fernsehen neben

Harald Schmidt zum Beispiel.» – «Ja, natürlich, das hat mir zu einem bestimmten Teil geholfen... Aber die Elke ist einfach eine Weise, sie war mal eine begeisterte Anhängerin, aber sie hat mich durchschaut. Und ich hab absolut nichts gegen ihre Einschätzung. Tja, das wird aus dem lustigsten Menschen.»

Herbert Feuerstein ist ein deutscher Kabarettist, Buchautor und TV-Komiker österreichischer Herkunft. Als Chefredaktor prägte er den Stil der deutschen Ausgabe von *Mad*, einer amerikanischen Zeitschrift; einem breiten Publikum bekannt wurde er durch seine Zusammenarbeit mit Harald Schmidt in den Sendungen «Schmidteinander» und «Pssst...» (Quelle: Wikipedia). Dieses Gespräch fand statt anlässlich seines Auftritts bei «Züri Littéraire», einem Live-Literaturclub im «Kaufleuten». Feuerstein ist verheiratet, zum dritten Mal; er lebt seit kurzem im Grünen in

der Nähe von Köln, mit Froschteich und Mischlingshund.

«Sie sind von Haus aus Musiker, wie man sagt.» – «Das ist richtig. [Er studierte am Salzburger Mozarteum Musik in den Fächern Klavier, Cembalo und Komposition.] Und das war auch so ein bisschen wichtig, weil ich, wie alle Österreicher, einen Rechtfertigungsdrang habe. Weil ich nicht das geworden bin, was ich dachte, dass ich es werde: der grösste Musiker, der berühmteste Pianist und so weiter. Und dieses Nichterreichen eines Ziels hängt einem ein Leben lang nach.» – «Von Musik kamen Sie zufällig zu Kabarett, Schriftstellerei, Chefredaktion?» – «Der Weg ist einfach geprägt worden durch die verschiedenen Stationen: Der spontane Wunsch, mit 22, alles aufzugeben und nach Amerika zu gehen, neu anzufangen. Später dann Verlagsleiter zu sein, ohne Ahnung. Und dann natürlich die wichtigste Zeit: die Zeitschrift *Mad*, die ja unglaublich erfolgreich war [unter ihm stieg die Auflage von 15 000 auf 400 000 Stück monatlich im deutschen Sprachraum]. Und wo ich das einzige Mal das Vernünftige gemacht hab, was das Geschäft betrifft – eine Beteiligung statt einer Erhöhung [des Gehalts] erstritten.» – «Dadurch seien Sie ein reicher Mann geworden, hab ich gelesen.» – «Also, ähm, <reich> misst man heute in Milliarden – das ist nicht der Fall. Das schafft man mit Steuerzahlen und solchen Dingen, die ich auch mache, nicht. Aber ich kann mich nicht beklagen und leb also sorgenfrei.» – «Ein Kulturschaffender, der reich ist, ist suspekt – <der muss ausverkauft haben>, hört man, nicht wahr?» – «Der Rahmen ist nicht gross genug, der hört bei mir bei irgendwie einer Million Dollar auf, und da kommt man nicht in diese Kategorie, da müsst' ich schon ein richtiger Unternehmer sein. Da hab ich kein Talent dazu, und das wär mir auch langweilig als Lebensentwurf. Das würd' mich noch mehr deprimieren, wenn das überhaupt geht.»

«Ich find's erstaunlich, wie viel Sie noch machen, mit 78 – was ist Ihr Rezept oder Geheimnis?» – «Gesund sterben», sag ich an der Stelle immer. Der Hund hilft, ich mach grosse Spaziergänge, auch bei Regenwetter.» – «Und Sie haben eine viel jüngere Frau...» – «Das wird mir leicht zum Vorwurf gemacht. Ich selber mach's mir am meisten zum Vorwurf – sie muss mit diesem alten Sack leben. Aber ich bin auch sehr nett zu ihr. Und glaube, bestimmte Sympathien lassen sich auch von ihrer Seite nicht verbergen.» – «Wie gross ist der Altersunterschied?» – «Grrhhmm... 35 Jahre.» – «Menschen in Beziehungen mit grossem Altersunterschied sind glücklicher, und die Beziehungen halten länger, statistisch erwiesen.» – «Dass Sie jetzt auch noch anfangen, mich auf die alten Tage zu trösten, geht fast zu weit... Man sollte sich nie unnötig jung fühlen.»

Kein liebstes Restaurant: «Es gehört zu meinen Charaktereigenschaften, dass ich mir aus sogenanntem guten Essen nichts mache.»

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
12					13	14	15	16			
17					18		19				
	20			21						22	
23	24				25				26		
			27		28		29				
30		31	32			33					
	34				35	36		37		38	
39				40			41				
42					43		44				
		45					46				
47						48			49		



**Lösungswort** — Äusserung, ganz schön pathetisch

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Überirdisches Fabelwesen von Gottes Gnaden. 7 Der Kluge verkaufe seinen teurer als der Narr seinen Honig. 12 Sie muss sich vor dem Sarkasmus nicht verstecken. 13 Undurchsichtig, doch weder nebulös noch mysteriös. 16 Das Abendessen kann man in Italien vergessen. 17 Eine Hülsenfrucht als Einzelstück. 18 Der 1. Brief des Paulus an ihn. 20 Ein Schweizer als eingeschworener Kumpel. 22 Der Lichtstrom bildet eine kurze Einheit. 23 Die Masse geht schliesslich weg wie frische Brötchen. 25 Der Holztisch kann mit ihr verziert sein. 27 Wir sehen sie von hinten: stramm oder kräftig. 29 Schwankend, wer so mit sich selbst ist. 30 Wir mögen nicht, dass sie das Holz mag. 33 Luftleerer Raum ist mit ihr identisch. 34 Leben, wie es Griechen schon lang erleben. 35 Es gibt nur es und das Leere, wusste schon Demokrit. 37 Was Landwirte wissen: Sie verspricht Lockerung. 39 Maria Magdalena: Sünderin und dies dazu. 41 Zerbrechliche Dinger, doch voller Leben. 42 Bibelkunde: Sohn von Abraham. 43 War Athene für mutige Jünglinge. 45 Unbestimmte Menge: nicht allzu viele, oder eben ziemlich wenige. 46 Namentliche Verwandtschaft zwischen Morlotti und Morricone. 47 Juli: die Jazz Tage von dort in den Schweizer Bergen. 48 Wie Elisabeth und Eleonore auch gerufen werden. 49 Fernsehen mit viel Nachrichten.

**Senkrecht** — 1 Wir Schweizer reisen selten im Reisebus sondern in ihm. 2 Chinesische Provinz, Zentrum der Baumwollproduktion. 3 Rastlos und rege, könnte man auch sagen. 4 The Velvet Underground, ohne ihn undenkbar. 5 Er pendelt zwischen Sender und Empfänger. 6 Matt kennen ihn jene, die den Schauspieler gut kennen. 8 Bei ihnen ist der Plausch längst ins Gegenteil gekippt. 9 Da raster und will sein Opfer haben, dichtete Schiller. 10 Für Pflanzen Energiespeicher, für Menschen Ballaststoff. 11 Man assoziiert sie mit Krieg und Katastrophen. 12 Aus der Mode, doch gut für Handarbeit. 14 Sie ist aus hartem Holz, doch gut im Kern. 15 Paradox? Es charakterisiert und verhüllt. 19 Monsieurs Gesundheit hat buchstäblich gelitten. 21 Ein Rücken zum Entzücken, so man Wanderern in die Berge folgt. 24 Kein Feuer-schlucker, sondern antarktischer Feuer-spucker. 26 Die Gewinnerin steht ihr in nichts nach. 27 Im Gegensatz zur Fantasie ist es begrenzt. 28 Das Wort zum verliebten Blick, à la Hollywood. 31 Band der unmusikalischen Art. 32 Künstlerisch: Aus vielen Teilen mache eins. 33 Allein in Seattle. 36 Tiere – bunt vermischt. 38 Rapper, nennt sich auch The Dick oder Black Pitt. 39 EX-US-Präsident, dessen Spitznamen man noch kennt. 40 Er hat auch orthografisch kaum Fachkenntnisse. 41 Der Ätna im Original. 44 Zum Nationalhelden fehlt nicht viel.

©Fritz Müller - Rätselfactory AG

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 448

G	A	E	N	S	E	A	B	G	A	S	A	R	M
I	N	A	M	A	T	I	T	N	E	I			
B	A	G	G	E	R	L	E	B	E	M	A	N	N
B	E	L	E	G	S	A	L	A	M	E	T	I	
S	L	E	V	I	S	D	C	H	E	M			
S	K	I	E	R	D	S	E	N	K	E	A		
Z	U	N	I	S	E	S	A	M	E	M	I	L	
E	L	I	T	A	E	R	B	A	R	R	R		
N	A	T	D	I	S	S	O	N	A	N	Z	E	N
E	P	I	N	A	L	A	R	T	E	A	N	E	
N	A	N	E	N	A	E	T	H	N	I	E		
A	L	T	A	R	T	E	L	E	K	K	L		

**Waagrecht** — 1 GAENSE 5 ABGASARM 11 AMATI 12 NEI (nie) 13 BAGGER 16 LEBEMANN 19 BELEG 20 SALAMETTI 21 LEVIS 22 CHEM (-iker) 23 SKIER 25 SENKE 26 ZUNI 27 SESAM (... öffne dich) 28 EML (Leim) 30 ELITAER 32 BARR 34 NAT (Doktor der Naturwissenschaften) 35 DISSONANZEN 39 EPINAL 40 ARTE (it. f. Kunst) 41 (Ban-) ANE 42 NENA 43 ETHNIE 44 ALTAR 45 TELE (griech. f. fern) 46 KKL (Kernkraftwerk Leibstadt)

**Senkrecht** — 1 GIBB 2 ENG(e)L 3 SAEGER 4 EMR 5 ATLAS 6 BIEL 7 ATEM (-zug) 8 ANATHEM 9 RENTE 10 MINIMAL 14 AESKULAP (griech. Gott der Heilkunst) 15 GELEIT 17 BADEMANTEL 18 MECKERN 20 SIDERS 23 SZENEN 24 INITIAL 25 SABOR (port. f. Duft, Lust) 27 SEILER 29 IRENIK (konfessionelle Aussöhnung) 31 ADANA 33 RAETE 36 SAAT 37 ZANK 38 NEEL (-Temperatur, nach dem franz. Physiker Louis Néel)

**Lösungswort** — **SITTlichkeit**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



**Der neue Combi-Steam.  
Für alle, die das Kochen lieben.**

Die einfachen und individuellen Lösungen von V-ZUG schätzen beim Kochen auch Spitzenköche wie Andreas Caminada. Der neue Combi-Steam MSLQ ist das weltweit erste Gerät, das konventionelle Beheizungsarten, Dampf und Mikrowelle in sich vereint. So macht schnelles und gesundes Kochen Freude: [vzug.com](http://vzug.com)



Schweizer Perfektion für zuhause